

# Noam Chomskys Sprachtheorie und die Philosophie der Gegenwart

Eine wissenschaftstheoretische Fallstudie

Von Karl-Otto Apel

## *I. (Fragestellung und programmatische Thesen)*

Ich brauche – im gegenwärtigen Zusammenhang – den speziellen Inhalt und die Bedeutung der Sprachtheorie N. Chomskys für die Linguistik der Gegenwart nicht eigens vorzustellen; ich wäre auch – von meinem Fach her – kaum mit der nötigen Kompetenz zu diesem Unternehmen ausgerüstet. Wenn ich dennoch im Laufe des Vortrags zu diesen Fragen Stellung nehmen muß, so liegt dies an der praktischen Untrennbarkeit der wissenschaftstheoretischen Problematik der von Chomsky und seiner Schule in Anspruch genommenen Revolutionierung der Linguistik und der – von mir zu untersuchenden – Frage nach dem Verhältnis dieses Ansatzes zur Philosophie der Gegenwart.

Tatsächlich ist ja das Verhältnis von Linguistik und Philosophie in einem gewissen Sinne noch nie so eng gewesen wie in der Gegenwart. Chomsky selbst würde hier vielleicht präzisieren: noch nie seit der Ablösung der rationalistischen und romantischen Sprach-Philosophie und »philosophischen Grammatik« durch die komparative Indogermanistik und die sog. moderne empirisch-deskriptive Linguistik<sup>1</sup>. Wie dem auch sei: Tatsache ist, daß zwischen der Linguistik der Chomsky-Schule und der modernen Philosophie, d. h. hauptsächlich der »analytischen« Philosophie, so etwas wie eine nicht immer friedliche Symbiose besteht, – eine weitgehende Sprachspielverschränkung, an der auch Teile der Mathematik und der Automatentheorie beteiligt sind. Einerseits läßt sich daher von vornherein feststellen, daß Chomskys Ansatz der generativen Transformationsgrammatik ohne den Hintergrund der modernen analytischen Philosophie und ihrer logisch-mathematischen Denkmittel nicht vorstellbar ist; andererseits hat gerade dieser

<sup>1</sup> Vgl. Chomsky 1970 (1968), S. 41 ff.

enge Kontakt es möglich gemacht, daß seine Sprachtheorie als erkenntnistheoretisch und eventuell sogar metalogisch relevante Theorie des Geistes revolutionisierende Rückwirkungen auf die analytische Philosophie ausgeübt hat.

Der Versuch, diese Rückwirkungen aus der Perspektive der MIT-Linguistik zusammenfassend darzustellen, wurde vor allem von J. J. Katz gemacht. Seit Beginn der 60er Jahre hat er, zunächst mit J. A. Fodor, die Syntax-Theorie Chomskys durch eine universale Semantik zu erweitern und auf dieser Basis die Logik linguistisch zu begründen versucht<sup>2</sup>. In seiner »Philosophie der Sprache« (1966, deutsch 1970) hat er schließlich eine kritische Rekonstruktion der gesamten Entwicklung der sprachanalytischen Philosophie dieses Jahrhunderts vorgelegt mit dem Anspruch einer Überwindung der Einseitigkeiten der »konstruktiven Semantik« Carnaps einerseits, der »Ordinary Language Philosophy« andererseits im Sinne einer sprachtheoretischen Synthese.

Vorsichtiger im philosophischen Anspruch sind die inzwischen erschienenen wissenschaftstheoretischen und wissenschaftshistorischen Selbstinterpretationen N. Chomskys<sup>3</sup>. Insbesondere fällt hier die Zurückhaltung hinsichtlich der Semantik bzw. das Problembewußtsein hinsichtlich des hier und in einer Theorie der »Performativ« erst noch zu Leistenden auf. Dennoch scheint mir aus Chomskys eigenen Schriften das philosophisch Revolutionäre seines Denkansatzes und Denkstils – verglichen mit den üblichen Denkvorsetzungen der analytischen Philosophie – eher noch deutlicher hervorzugehen als aus der expliziten Sprachphilosophie von J. J. Katz.

Ich möchte nun im folgenden, bei dem Versuch einer kritischen Würdigung und – gewissermaßen – Ortung der philosophisch relevanten Ansätze Chomskys und seiner Schule, von zwei Bezugssystemen ausgehen:

Statt, wie J. J. Katz<sup>4</sup>, Chomskys Ansatz nur zur sprachanalytischen Philosophie in Beziehung zu setzen, möchte ich zunächst einen weiteren, nicht nur angelsächsisch orientierten Bezugs-Horizont heranziehen: die idealtypische Unterscheidung dreier, gegenwärtig konkurrierender,

<sup>2</sup> Vgl. insbesondere: Katz und Fodor 1962 sowie die einschlägigen Arbeiten in Fodor und Katz (Hrsg.) 1964. Dazu die Kritik in Bar-Hillel 1967. – Auch in Bierwisch 1966, S. 144 ff., wird die Linguistik im Sinne von Katz als die »Grundlagendisziplin der Logik« herausgestellt.

<sup>3</sup> Vgl. bes. Chomsky 1964, 1966 b, 1968 (1970) und 1969.

<sup>4</sup> Vgl. Katz 1966 (70).

Formen philosophischer Wissenschaftstheorie: 1. des »logischen Empirismus«, 2. des »kritischen Rationalismus« und 3. der »hermeneutisch-dialektischen« Philosophie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Bei dem Versuch, die Denkansätze Comskys von diesem Bezugssystem her zu orten bzw. zu beurteilen, ergibt sich, wie zu zeigen sein wird, eine Schwierigkeit insbesondere bei der Bestimmung des Verhältnisses zur Alternative des 2. oder des 3. Typs. Diese Schwierigkeit ist m. E. einmal in der Sache selbst begründet, nämlich im Wesen der Sprache als des Natürlich-Künstlichen, als des selbst noch instinktähnlichen Mediums des Übergangs aus dem Reich der Natur ins Reich der Freiheit. Die Schwierigkeit dürfte aber zum anderen auch darin begründet sein, daß Chomskys sprachtheoretischer Ansatz einseitig oder, vielleicht besser gesagt, unvollständig ist. Die Einseitigkeit bzw. Unvollständigkeit liegt m. E. vor allem im Fehlen einer adäquaten Semantik und im Fehlen einer pragmatisch erweiterten Theorie der Sprachkompetenz, welche die von Chomsky postulierte Theorie der Performanz allererst möglich macht.

Um dies zu zeigen und um damit zugleich die Möglichkeit einer Auflösung der wissenschaftstheoretischen Schwierigkeiten Chomskys andeuten zu können, werde ich im letzten Teil meines Vortrags das Bezugssystem der dreidimensionalen Semiotik von Ch. Morris bzw. von Ch. S. Peirce<sup>5</sup> heranziehen, also das System der Unterscheidung von syntaktischer, semantischer und pragmatischer Zeichendimension bzw. Zeichenwissenschaft. Ich werde mir jedoch erlauben, dieses Bezugssystem in freier Weise zu verwenden, d. h. nicht im Sinne der Morrisschen Adaption an den »Behaviorismus« bzw. »Logischen Empirismus«, sondern eher im Sinne einer, an Ch. S. Peirce, J. Royce und G. H. Mead anknüpfenden, transzendentalpragmatischen bzw. transzendentalhermeneutischen Semiotik<sup>6</sup>. Darüberhinaus werde ich an neuere Arbeiten zur Grundlegung einer »systematischen Pragmatik« anknüpfen, in denen Chomskys Begriff der »Kompetenz« im Sinne einer Theorie der »kommunikativen Kompetenz« erweitert bzw. ergänzt wird<sup>7</sup>. Dies wird es mir, wie ich hoffe, möglich machen, Chomskys Ansatz in den Horizont seiner möglichen Ergänzungen hineinzustellen. Im Anschluß daran wird sich dann vielleicht auch die Frage beantworten lassen, welcher Typ philosophi-

<sup>5</sup> Vgl. Morris 1938.

<sup>6</sup> Vgl. Apel 1970 a und 1972 a.

<sup>7</sup> Vgl. Wunderlich 1968 a, 1968 b und 1970 sowie Habermas 1970 a, 1970 b und 1971.

scher Wissenschaftstheorie der linguistischen Theorie Chomskys am ehesten gerecht werden kann. Es wird sich dann nämlich m. E. zeigen, daß diese Linguistik einerseits das Quasi-Naturphänomen einer instinktbedingten Sprachkompetenz als anthropologisches Faktum aus dem Quasi-Naturgesetz der grammatischen Regel-Generation und den Randbedingungen der Selektion besonderer Grammatiken »erklären« muß, andererseits aber die freie, kreative und im Sinne eines Normbewußtseins selbstexplikative Anwendung der grammatischen Regeln in »Rede« und »Verstehen« aufgrund der grammatischen und kommunikativen Kompetenz von Subjekt und Objekt der Sprachwissenschaft »verstehen« und normativ richtig rekonstruieren muß. Eben diese Zwischenstellung der modernen linguistischen Theoriebildung zwischen nomothetisch-explanativer Naturwissenschaft einerseits, verstehender Sozialwissenschaft andererseits macht sie zum paradigmatischen Thema einer wissenschaftstheoretischen »Fallstudie«.

## *II. (Die Frage nach dem wissenschaftstheoretischen Charakter der Linguistik im Sinne Chomskys)*

Ich möchte zunächst in idealtypischer Vereinfachung die drei Hauptpositionen der Wissenschaftstheorie der Gegenwart vor Augen stellen:

1. Die erste ist der (klassische) »Neopositivismus« oder »logische Empirismus«: Darunter verstehe ich die Ergänzung des klassischen »Empirismus« in dem Sinn, daß die formale Logik in ihrer symbolisch-mathematischen Gestalt als eigenständiger Faktor der Theorienbildung neben den Erfahrungsdaten anerkannt wird, derart jedoch, daß mit ihrer Hilfe, u. d. h. mit Hilfe einer formalisierten Kalkülsprache, alle Theorienbildung, insbesondere alle Begriffsbildung, der Wissenschaft auf Beobachtungsdaten zurückgeführt werden soll. Als der späte Carnap sich genötigt sah, zwischen »Theoriensprache« und »Beobachtungssprache« zu unterscheiden, und als er erkannte, daß die sog. »theoretischen Begriffe« (wie sie im Zentrum etwa der Newtonschen Gravitationstheorie oder der Quantentheorie stehen) eine Funktion der gesamten Theorie darstellen und daher nicht unmittelbar mit Hilfe der Logik auf Erfahrungsdaten zurückführbar sind<sup>8</sup>, hat er m. E. die Grenze des Logischen Empirismus bereits in Richtung auf den 2. Typus, den »kritischen Rationalismus«, überschritten. Die Pointe dieses Schrittes

<sup>8</sup> Vgl. Carnap 1956.

kommt m. E. sehr gut zum Ausdruck in der folgenden Charakteristik W. Stegmüllers (um einen unverdächtigen Zeugen zu zitieren):

»Während nach der Vorstellung des älteren Empirismus in allen Erfahrungswissenschaften . . . der Theoretiker nichts anderes zu tun hätte, als Beobachtungsergebnisse zusammenzufassen und zu generellen Gesetzesaussagen zu verallgemeinern, ergibt sich jetzt das folgende Bild von den Aufgaben des Theoretikers: Er hat weit mehr zu tun, als beobachtete Regelmäßigkeiten zu verallgemeinern. Vielmehr muß er ein neues System von Begriffen konstruieren, die zu einem Teil überhaupt nicht und zu einem anderen Teil nur partiell auf Beobachtbares zurückführbar sind: er muß sich weiter ein System von Gesetzen ausdenken, welche diese neugeschaffenen Begriffe enthalten; und er muß schließlich eine Interpretation seines Systems geben, die eine bloß teilweise empirische Deutung zu liefern hat, die aber dennoch genügen muß, um das theoretische System für Voraussagen beobachtbarer Vorgänge benutzen zu können.«<sup>9</sup>

2. Im Sinne des »kritischen Rationalismus« wäre die Pointe des Carnap'schen Schrittes etwa folgendermaßen zu radikalisieren: Der Theoretiker kann überhaupt nicht so etwas wie die intersubjektiv verfügbaren Daten voraussetzen, aus denen er mit Hilfe der Logik – z. B. induktivistisch – Theorien ableiten könnte; er muß vielmehr von sich aus, im Sinne einer spontanen Kreativität, mit idealisierenden Begriffen bzw. Theorien an die Phänomene herantreten und sie im Lichte dieser Begriffe bzw. Theorien allererst als wissenschaftlich relevante Daten aufschließen. In der Erstellung »theoriegeladener« Erklärungshypothesen, die nicht mit bloß deskriptiven »Symptomverallgemeinerungen« zu verwechseln sind<sup>10</sup>, sondern die es wagen, eine Realität hinter den sog. »Beobachtungsdaten« zu unterstellen, sieht der »kritische Rationalismus« den charakteristischen Zug der klassischen Theoriebildung der mathematischen Physik der Neuzeit. Kurz: der »kritische Rationalismus« sieht das Fundament der Wissenschaft nicht primär in den Erfahrungsdaten und der Logik, sondern in der kreativen Theoriebildung, in deren Kontext Logik und Daten allererst relevant werden – relevant etwa im Sinne einer Theoriebildung der Physik oder der Linguistik. Mit dieser Position, wie sie z. B. von K. R. Popper und seiner Schule vertreten wird, verträgt sich nicht nur die Berufung auf die kopernikanische Wendung Kants, sondern darüber

<sup>9</sup> Vgl. Stegmüller 1969, S. 466 f.

<sup>10</sup> Vgl. Toulmin 1961 (1968).

hinaus sogar die Anerkennung der »heuristischen«, »explikativen« und »wissenschaftskritischen« Funktion einer rationalistischen Metaphysik im vorkantischen Stil<sup>11</sup>. Diese Metaphysik wird sozusagen als unerläßlicher Hintergrund in den strategisch-methodologischen Horizont der Wissenschaft eingehen, – einer Wissenschaft, deren Theoriebildungen allerdings empirisch überprüfbar, d. h. – wie immer indirekt – falsifizierbar sein müssen.

3. Der »kritische Rationalismus« hat nun aber als Wissenschaftslogik mit dem »Logischen Empirismus« – und man könnte ergänzen: mit der szientistisch orientierten Philosophie der Neuzeit vor Hegel – eine wesentliche Voraussetzung gemeinsam: die – für alle Naturwissenschaft tatsächlich unverzichtbare<sup>12</sup> – Voraussetzung der strikten Trennung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis. D. h.: beide Typen der Wissenschaftslogik sehen es nicht als notwendig an, dem Umstand prinzipiell Rechnung zu tragen, daß in den Sozialwissenschaften qua Geisteswissenschaften das Objekt der Erkenntnis selbst im Prinzip ein virtuelles Subjekt der Wissenschaft ist, genauer: ein Kosubjekt des Wissenschaftlers, das ihn nicht nur als Thema der Beobachtung, Deskription und Verhaltens-»Erklärung«, sondern auch und sogar primär als Kommunikationspartner, und damit als Thema des »Verstehens« von Sinn-Intentionen, interessiert. Tatsächlich ist ja der Abbruch der Kommunikation mit der Natur, d. h. der Verzicht auf das »Verstehen« von Sinn-Intentionen die Voraussetzung der neuzeitlichen Naturwissenschaft als kausal *erklärender* Wissenschaft gewesen<sup>13</sup>. Die Frage, die seit Hegel und insbesondere seit Dilthey einen Teil zumindest der deutschen Philosophie bewegt, ist aber die, ob nicht mit der Thematisierung des Menschen bzw. der Gesellschaft und ihrer Geschichte eine prinzipiell neue Problemsituation im Sinne der Wissenschaftstheorie entsteht. Wird diese Frage positiv beantwortet und die Gesellschaft als primär zu »verstehendes« Subjekt-Objekt der Wissenschaft behandelt, so spreche ich von der »hermeneutisch-dialektischen« Position der Wissenschaftstheorie.

<sup>11</sup> Vgl. Schäfer (1970) über Popper.

<sup>12</sup> Wenn in der Mikrophysik Aussagen über den Ort bzw. den Impuls eines Elementarteilchens nicht ohne Bezugnahme auf den Beobachter formuliert werden können, so liegt 1. keine Vermittlung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis im Sinne des sich identifizierenden »Verstehens« vor, und 2. läßt sich die Trennung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis auf der Ebene der statistischen Aussagen über das Verhalten einer Menge von Teilchen wieder herstellen.

<sup>13</sup> Vgl. Apel 1955, S. 144 ff.

Um auch diese Grundposition als Bezugssystem an die moderne Linguistik herantragen zu können, möchte ich zwei ihrer Grundpostulate in moderner Form rekonstruieren. (Die im folgenden herangezogene Version der hermeneutisch-dialektischen Position ist selbst erst durch die quasi-linguistische («sprachanalytische») Methode der Philosophie unseres Jahrhunderts möglich geworden. Sie trägt der historisch-kritischen Funktion einer hermeneutisch-dialektischen Wissenschaftstheorie nicht in vollem Sinne Rechnung, sondern konzentriert sich auf den formalen (wertneutralen) Grenzfall der Regel-Analyse. Eben dadurch wird sie aber für die Linguistik wissenschaftstheoretisch relevant):

1. Vom späten Wittgenstein bzw. von der Wittgenstein-Interpretation P. Winch<sup>14</sup> ausgehend, kann man m. E. sagen: Die entscheidende Frage, die der Sozialwissenschaftler, im Gegensatz zum Naturwissenschaftler, stellen und beantworten muß, ist die: Werden die Regeln, die der Wissenschaftler allein schon zur »Beschreibung« der sog. »Daten« an das Verhalten menschlicher Objekte der Wissenschaft herantragen muß, von diesen Objekten qua Subjekten des Verhaltens selbst befolgt? Welches sind z. B. die Kriterien, aufgrund derer ich wissen kann, daß ein Mensch, dessen Verhalten ich »beobachte«, liest, Radio hört, Schach spielt, den Lichtschalter bedient usw.? Wie kann ein Linguist wissen, daß ein sog. »native speaker« tatsächlich spricht und daß er dabei bestimmte Regeln befolgt? – Die Antwort auf derartige Fragen kann nur durch eine – wie immer indirekte und reflektierte – Sprachspiel-Kommunikation mit dem »Objekt« – u. d. h. eben durch eine Methode des »Verstehens« – gewonnen werden. Die in den Sozialwissenschaften anzuwendenden Begriffe müssen demnach prinzipiell<sup>15</sup> von den Objekten qua virtuellen Subjekten der Wissenschaft zum Selbstverständnis gebraucht werden können. Hierin liegt m. E. der Grundansatz einer modernen Begründung der »Hermeneutik« bzw. der »Subjekt-Objekt-Dialektik«.

<sup>14</sup> Winch 1958 (1966); vgl. Apel 1965 und 1972 b.

<sup>15</sup> Es ist nicht erforderlich, daß die Begriffe der Sozialwissenschaften actualiter von beliebigen Angehörigen der beschriebenen Gesellschaft verstanden werden, und es ist auch nicht erforderlich, daß sie aufgrund der faktisch bestehenden Sprachspiel-Regeln einer objektivierten Gesellschaft überhaupt verstanden werden können. Vorausgesetzt ist gleichwohl – auch und gerade für eine ideologiekritisch distanzierende und transzendierende Beschreibung bzw. Quasi-Erklärung menschlich-gesellschaftlichen Verhaltens –, daß auch die Objekte dieser Beschreibung bzw. Erklärung prinzipiell die Möglichkeit haben, durch kritische Selbstreflexion ihr sprachliches Selbstverständnis zu transzendieren und Mitglied der Kommunikationsgemeinschaft zu werden, der die Sozialwissenschaftler angehören. – Vgl. meine Kritik an Winch in Apel 1965 und 1972 b.

2. Die zweite Grundforderung dieser Position als einer »transzendentalthermeneutischen« läßt sich folgendermaßen formulieren: Zur transzendentalen Begründung der Wissenschaften überhaupt (d. h. der Naturwissenschaften und der Sozialwissenschaften) muß auf den kritischen Diskurs einer unbegrenzten, idealen Kommunikationsgemeinschaft zurückgegangen werden. Nur mit Bezug auf den Konsens einer solchen Gemeinschaft läßt sich die Idee der wissenschaftlichen Wahrheit definieren<sup>16</sup>. Mit anderen Worten: Die subjektbezogene pragmatische Dimension der Sprache kann nicht, wie im »Szientismus« üblich, auf das Sprachverhalten als (beobachtbares) Objekt der empirischen Wissenschaft zurückgeführt werden, sie muß vielmehr – im Sinne des transzendentalen Pragmatismus von Ch. S. Peirce bzw. J. Royce – im Rahmen der »Interpretationsgemeinschaft« der Wissenschaftler thematisiert werden. Zu fordern ist – als modernes Äquivalent der »transzendentalen Einheit des Bewußtseins überhaupt« im Sinne Kants – die transzendente Einheit der Interpretation in der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft der Wissenschaftler. Der hier zu postulierende Konsens einer idealen Kommunikationsgemeinschaft kann aber nun im Falle der Sozialwissenschaften nicht nur die Wissenschaftler betreffen; denn die Richtigkeit hermeneutischer Hypothesen kann ja eben nicht durch reine »Beobachtung« bestätigt oder falsifiziert werden, sondern nur dadurch, daß der Wissenschaftler seinen Beobachtungsstandpunkt zumindest partiell aufgibt zugunsten einer heuristisch reflektierten Teilnahme an dem zu verstehenden Sprachspiel<sup>17</sup>. Da nun diese Teilnahme letztlich dadurch ermöglicht wird, daß auch das Subjekt-Objekt der Sozialwissenschaften prinzipiell zur reflektierten Regelbefolgung (gewissermaßen zur »Metakommunikation«) befähigt ist, so muß die ideale Kommunikationsgemeinschaft, als Bedingung der Möglichkeit wissenschaftlicher Konsensbildung, im Falle der Sozialwissenschaften letzten Endes die Gesellschaft als Subjekt-Objekt der Wissenschaft einschließen. An dieser Stelle trifft sich die semiotische Transformation der Transzendentalphilosophie mit dem zuvor explizierten, nicht psychologischen Ansatz der Hermeneutik im Sinne einer transzendentalen Hermeneutik.

<sup>16</sup> Vgl. Apel 1967, 1970 a und b, und 1972 a.

<sup>17</sup> Als Grenzfall solcher Sprachspielteilnahme wären m. E. auch die »extrakommunikativen Betrachtungsweisen« des Sprach- und Kommunikationswissenschaftlers einzuordnen, die G. Ungeheuer (1967) beschrieben hat.



Versuchen wir nun, vor dem Hintergrund des soeben skizzierten Bezugssystems den wissenschaftstheoretischen Ort der Linguistik im Sinne Chomskys zu bestimmen:

Relativ leicht fällt hier die Entscheidung zwischen dem »logischen Empirismus« und dem »kritischen Rationalismus«. Die wissenschaftstheoretischen Arbeiten Chomskys, von der Kritik an Skinners Behaviorismus (1959) über »Current Issues« (1964) bis zu »Cartesian Linguistics« (1966) und »Language and Mind« (1968), bilden ein einziges Plädoyer für die starke Theoriebildung im Sinne des »kritischen Rationalismus« und gegen alle »discovery procedures« der sog. »modernen Linguistik«<sup>18</sup>, die sich als induktivistisch und unmittelbar beobachtungsbezogen im Sinne des Logischen Empirismus verstehen. Chomskys zentrale Unterscheidung zwischen der Sprach-»Kompetenz« als dem eigentlichen Thema der Sprachwissenschaft und der in einem Corpus von Sprach-Äußerungen gegebenen »Performanz« bedeutet zugleich die methodologische Entscheidung für eine (generative) Theoriebildung (im Sinne der Mathematik rekursiver Funktionen), die alle Beobachtungsdaten prinzipiell transzendiert und nur sehr indirekt anhand der Erfahrung überprüft werden kann<sup>19</sup>. Zuvor schon hatte Chomsky, in Auseinandersetzung mit Carnap bzw. Bar-Hillel<sup>20</sup> – ähnlich wie später J. Katz<sup>21</sup> – auch den Nutzen der »logischen Syntax« und »Semantik« für die Linguistik als gering bezeichnet. Im Gegensatz zum Logischen Empirismus, der durch mathematische Formalisierung der Wissenschaftssprache die Eindeutigkeit und Widerspruchsfreiheit jeder beliebigen Theoriebildung sicherstellen und damit zugleich ein Paradigma der idealen Sprache als Vergleichsmaßstab für

<sup>18</sup> Als Paradigma der empiristischen, corpus-orientierten Bemühungen der Bloomfield-Schule um die Lösung des Problems der »discovery procedures« sieht Chomsky das Werk seines Lehrers, Zellig Harris (insbesondere die »Methods in Structural Linguistics« von 1957), an. Er selbst hat diesen Ansatz vor der Veröffentlichung seiner »Syntactic Structures« (1957) zu präzisieren versucht und kam dabei zu der Überzeugung, daß ein prinzipieller Unterschied zwischen Sätzen, die durch eine Grammatik erzeugt werden können, und einer Stichprobe (sample) von Äußerungen besteht. Daraus entwickelte sich in seinen späteren Schriften die Unterscheidung von »Kompetenz« und »Performanz«. Vgl. hierzu Lyons 1970, p. 34, 38 ff.

<sup>19</sup> Charakteristisch ist die folgende Verteidigung der »rationalistischen« Hypothese von den »angeborenen Ideen« gegen den Empiristen N. Goodman: »In der Linguistik wie in jeder anderen Disziplin kann man nur auf solch indirekte Weise ... Beweismaterial für nicht-triviale Hypothesen zu finden hoffen. Direkte experimentelle Tests, wie sie Goodman vorschweben, sind schwerlich möglich, ...« (Chomsky 1968 (1970), S. 137).

<sup>20</sup> Vgl. Chomsky 1955 über Bar-Hillel 1954.

<sup>21</sup> Vgl. Katz 1966, S. 24 ff.

die Sprach-Wissenschaft bereitstellen möchte, erhebt Chomskys Mathematisierung der Grammatik den Anspruch, unmittelbar aus der linguistischen Theoriebildung selbst hervorzugehen – ähnlich wie Newtons Mathematisierung der Physik aus der Gravitationstheorie. Die »Formations«- und »Transformations«-Regeln seiner mathematisierten Grammatik beruhen in der Tat nicht auf bloßer Konvention – wie die entsprechenden Regeln in Carnaps Sprachkonstruktion –; sie entsprechen vielmehr dem spekulativ-theoretischen Ansatz der generativen Grammatik, demzufolge unter der Voraussetzung der »Formationsregeln« (und des Lexikons) zunächst die »Tiefenstruktur«, mit Hilfe der »Transformationsregeln« sodann die »Oberflächenstruktur« aller Sätze einer Sprache sich soll erzeugen lassen. Hier orientiert sich Chomsky – ähnlich wie der späte Popper – an der Theoriebildung des 17. Jahrhunderts als der paradigmatischen Begründung neuzeitlicher Wissenschaft. In seiner provozierenden Anknüpfung an die rationalistische Philosophie der Barockzeit (z. B. an Descartes' Konzeption der »res cogitans«, an die Lehre von den angeborenen Ideen und in diesem Zusammenhang an Leibnizens platonistische Voraussetzung einer apriorischen Ordnung »einfacher Ideen« als kombinierbarer Merkmale »universaler Semantik«<sup>22</sup>) scheint Chomsky sogar in der Rehabilitierung der Metaphysik noch sehr viel weiter zu gehen als etwa die Popperschule. Freilich darf diese traditionsfreundliche Einstellung in ihrem systematischen Stellenwert nicht überschätzt werden. Die für Chomsky selbstverständliche Voraussetzung seiner Anknüpfung an den traditionellen Rationalismus ist immer die, daß solche Lehren über die apriorischen Voraussetzungen der Erkenntnis nicht etwa selbst a priori wahr sind; sie sollen vielmehr als substantieller Gehalt in die empirisch überprüfbaren Hypothesen einer modernen Linguistik eingehen, die sich als Theorie der Sprachfähigkeit bzw. des Spracherwerbs in die Psychologie integriert. Chomsky transformiert also die erkenntnistheoretische Position des Apriorismus bzw. Rationalismus in die empirisch-psychologische Hypothese vom angeborenen Mechanismus bzw. Schema des Spracherwerbs<sup>23</sup>. Auf diese Weise möchte er letzten

<sup>22</sup> Vgl. Chomsky 1968 (70), Kap. I

<sup>23</sup> Trotzdem lehnt Chomsky die von G. Harman nahegelegte Bezeichnung »resourceful empiricism« ab, da sie neutral sei gegenüber der folgenden Alternative: »The issue that concerns me is whether there are »ideas and principles of various kinds that determine the form of the acquired knowledge in what may be a rather restricted and highly organised way« or alternatively, whether »the structure of the acquisition device is limited to certain elementary peripheral processing mechanisms... and

Endes mit Descartes' *res cogitans* dasselbe tun, was Newton mit Descartes' *res extensa* gelungen ist: Er möchte, wie er in »Language and Mind« deutlich macht<sup>24</sup>, die im 17. und 18. Jahrhundert versäumte Möglichkeit einer der Newtonschen Physik analogen und zu ihr komplementären Theorie des Geistes einlösen.

Dieses Programm einer szientifischen Erneuerung des traditionellen philosophischen Rationalismus wirft allerdings ganz merkwürdige philosophische Probleme auf: Sollte es tatsächlich möglich sein, alle apriorischen Voraussetzungen der Erkenntnis im Sinne der traditionellen Erkenntnistheorie zum Gegenstand empirisch überprüfbarer, einzelwissenschaftlicher Hypothesenbildung zu machen: z. B. die von Leibniz vorausgesetzte apriorische Ordnung kombinierbarer Ideen zum Gegenstand einer empirischen Hypothese über das Merkmalsinventar einer universalen, linguistischen Semantik<sup>25</sup>, oder die von Descartes über Kant und den deutschen Idealismus bis zu W. v. Humboldt reichende Voraussetzung der spontanen Kreativität des menschlichen Geistes zum Gegenstand einer linguistischen oder psychologischen Hypothese über einen zugleich restriktiven und generativen Instinktmechanismus? In »Language and Mind« scheint dies die eigentliche Intention Chomskys zu sein. (Sie suggeriert die Vorstellung einer sich selbst durch einzelwissenschaftliche Hypothesenbildung hindurch empirisch überprüfenden Metaphysik, wie sie im 19. Jahrhundert zum Beispiel von Peirce projiziert wurde, dem Chomsky auch in der abduktiven Logik des Ratens bzw. der instinktgestützten Hypothesenbildung folgen möchte<sup>26</sup>.)

Wirklich paradox wird diese Problemsituation indessen, wenn man

certain analytical data-processing mechanisms or inductive principles.« (Chomsky 1969, p. 90, mit Bezug der Selbstzitate auf Chomsky 1965, pp. 47 f.). – Auch mit dieser Argumentationsweise, welche den spekulativen Geist des Apriorismus in den Rahmen einer empirisch überprüfaren Theoriebildung heuristisch einbringt, scheint mir Chomsky den methodologischen Grundsätzen des kritischen Rationalismus zu entsprechen.

<sup>24</sup> Chomsky 1968 (1970), 1. Kapitel.

<sup>25</sup> Wie insbesondere Bierwisch (1966, S. 96 ff.) zeigt, kann die Hypothese über das universale Inventar semantischer Merkmale in Analogie zu der von Roman Jakobson entwickelten Hypothese über das universale Grundinventar phonologischer Merkmale entwickelt werden. Wir hätten es dann mit einer empirisch-anthropologischen Erklärung der apriorischen Bedingungen der Möglichkeit der für den Menschen überhaupt möglichen Sinnkonstitution (vgl. Husserl!) zu tun, – mit einer Theoriebildung, die größte Ähnlichkeit mit den zuvor von J. v. Uexküll und K. Lorenz entworfenen biologisch-ethologischen Hypothesen über das menschliche Instinktapriori zeigt. Vgl. hierzu auch Chomsky 1970 (1968), S. 155.

<sup>26</sup> Vgl. Chomsky 1968 (1970), S. 148 ff.; 1969, p. 64.

bedenkt, daß Chomsky das Programm der Transzendentalphilosophie Kants wenigstens partiell in das einer empirisch überprüfbaren Erkenntnistheorie zu überführen scheint<sup>27</sup>. Wir hätten es dann bei dieser linguistisch-psychologischen Theorie der menschlichen Sprachfähigkeit mit einer empirischen Wissenschaft zu tun, die (zugleich) ihre eigenen Bedingungen der Möglichkeit und Gültigkeit zum Gegenstand hat. Dies würde in der Tat zu M. Bierwischs Postulat einer linguistischen Begründung der Logik passen, das sich seinerseits auf den Anspruch von Katz beruft, die Frage nach dem Unterschied der analytischen und synthetischen Urteile (in positiver Anknüpfung an Kant) linguistisch auflösen zu können<sup>28</sup>. Wie aber soll sich eine empirisch überprüfbare Theoriebildung denken lassen, die zu diesem Zweck nicht Voraussetzungen – zumindest solche im Sinne der Logik – machen muß, die selbst nicht empirisch in Frage gestellt werden können?

Chomsky hat in einer Diskussion mit Stuart Hampshire<sup>29</sup> angedeutet, wie er sich die Lösung solcher Fragen vorstellt: Aus dem Umstand, daß Wissenschaftler in der Lage sind, eine Sprache auszudenken, die nicht an die Struktur der von Chomsky unterstellten formalen Universalien (z. B. die Strukturabhängigkeit der Transformationsregeln) gebunden ist, schließt er, »that there are faculties beyond the language faculty«. Er geht jedoch davon aus, daß man diese Geistesvermögen analog zu dem von ihm unterstellten Sprachvermögen auffassen und studieren sollte. Man würde dann, wie er vermutet, zu dem Ergebnis gelangen, daß auch diese Vermögen sich als empirisch begrenzt erweisen würden. Mit dieser Antwort, die im Sinne des von uns charakterisierten wissenschaftstheoretischen Ansatzes konsequent ist, verschärft Chomsky aber lediglich die Paradoxie des transzendentalen Aspektes. Denn er unterstellt ja, daß wir auch diese empirisch-universalen Grenzen entdecken und somit als überschreitbar erweisen würden. Das hier sich stellende Problem einer dialektischen Transzendentalphilosophie im Sinne Hegels kann schwerlich durch den Hinweis darauf aufgelöst werden, daß wir in der Lage sind, to »tell what a frog's limitations

<sup>27</sup> Vgl. Chomsky 1968 (1970), S. 155 ff. Chomsky beruft sich hier auf Peirce und K. Lorenz, die tatsächlich eine Erneuerung der Kantischen Position für sich in Anspruch nahmen. Zu Peirces Vermittlung des normativen Anspruchs einer transzendentalen Logik der Forschung mit dem Konzept einer empirischen (abduktiv-induktiven) Metaphysik der Instinktevolution vgl. den 2. Teil meiner Peirce-Monographie in Apel (Hrsg.) 1970 b, S. 7–211.

<sup>28</sup> Vgl. Bierwisch 1966, S. 144 ff.

<sup>29</sup> Vgl. Chomsky 1968.

are, and some more complicated organism than us might be able to tell what our limitations are«. Denn wir sind es ja, die im Vollzuge der Methode Chomskys unsere eigenen empirisch-universalen Begrenzungen sowohl entdecken wie auch überschreiten. In dieser Problemsituation bieten sich, wie es scheint, nur zwei philosophisch relevante Lösungsmöglichkeiten an. Entweder man leugnet die transzendentalphilosophische Relevanz der möglichen Entdeckungen Chomskys, was unplausiblerweise implizieren würde, daß die Basis des menschlichen Sprachvermögens nichts mit der Basis des (logischen) Argumentationsvermögens zu tun hat; oder man adoptiert eine dialektische Auffassung der transzendentalen Voraussetzungen menschlichen Denkens und Erkennens. Ihr zufolge wären die »angeborenen Formen der Erfahrung« solange zugleich transzendente Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung wie sie allenfalls als solche philosophisch postuliert, nicht aber zum Gegenstand einer empirisch überprüfbaren Hypothesenbildung gemacht werden können. Gelingt aber dies letztere, so hätte gewissermaßen der schöpferische Geist sich geschichtlich transzendiert und zum bloß empirisch relevanten Faktum distanziert – ähnlich wie schon in der biologischen Evolution die – im Sinne des Entropiegesetzes – unwahrscheinliche Entwicklung spontaner Kreativität die Auspezialisierungen des organischen Lebens hinter sich läßt.

Daß sich aus der Grundlagenproblematik der Chomsky-Linguistik die soeben angedeuteten fundamentalphilosophischen Fragestellungen ergeben, darf nicht verwundern. Soll der Wissenschaftler die menschliche Sprachfähigkeit in angemessener Weise thematisieren – was, wie Chomsky erkannt hat, durch eine empirische Theorie der »habit«-Formation nicht gelingen kann – so steht er, wissenschaftstheoretisch gesehen, in der Tat vor einer prinzipiell andersartigen Aufgabe als Newton bei seiner Begründung der Physik: er behält die subjektiven (transzendentalen) Voraussetzungen der eigenen Erkenntnis nicht im Rücken, sondern muß sie in gewisser Weise als Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis von sich bringen. – Schon an dieser Stelle wird es problematisch, ob eine so anspruchsvolle Linguistik wie die Chomskys sich selbst restlos nach dem Muster einer nach Gesetzen erklärenden Theorie im Sinne der Naturwissenschaft verstehen kann. Sollte sie nicht – zumindest auch – den Charakter einer die menschliche Regelkompetenz normativ rekonstruierenden Theorie besitzen? – Die generative Linguistik würde dann – insofern sie normative Rekonstruktion ist – nicht aus der Analogie zu einer empirisch über-

prüfbarer Theorie, z. B. Newtons Physik, sondern aus der Analogie zur konstruktiven (operationalen) Logik und Mathematik zu verstehen sein<sup>80</sup>, deren Überprüfungsinstanz im Dialog der kompetent Argumentierenden liegt. Da sie aber andererseits – in weit stärkerem Maße als die Logik und Mathematik – als Re-Konstruktion einer faktischen – im Sinne der empirischen Vielfalt der Sprachsysteme differenzier-ten – Regelkompetenz aufgefaßt werden muß, so würde sie insofern aus der Analogie der hermeneutischen Wissenschaften zu verstehen sein, die immer zugleich mögliche Sinn-Relationen konstruieren und empirisch vorliegende Sprachdokumente re-konstruieren müssen. Eine dergestalt re-konstruktive Wissenschaft muß in der Regelkompetenz der »idealen Sprecher-Hörer« (Chomsky) letztlich die eigene Regel-Kompetenz rekonstruieren und könnte insofern nicht, wie eine beobachtungsbezogene Theorie, die – von der empiristischen und rationalistischen »logic of science« vorgeschriebene – Subjekt-Objekt-Trennung aufrechterhalten. Das würde m. E. nicht ausschließen, daß sie die anthropologischen Naturbedingungen der unbewußten Grammatik-Konstruktion zum Gegenstand einer explanativen Theoriebildung macht. Die im Sinne der theoretischen Voraussetzungen – z. B. der »Initialrestriktionen« der möglichen unbewußten Konstruktionen – erfolgte Re-Konstruktion der menschlichen Grammatik-Kompetenz muß freilich, wenn sie zur »Oberfläche« vordringt, als Rekonstruktion einer Norm-Kompetenz eine hermeneutisch vermittelte Bestätigung erlauben. Darin läge gewissermaßen die »Aufhebung« des 2. in den 3. Idealtypus der Wissenschaftstheorie.

Wenden wir uns jedoch – nach diesem spekulativen Vorblick – zunächst konkreteren Problemen der linguistischen Methodologie zu, um an ihnen die Frage nach dem wissenschaftstheoretischen Ort der generativen Transformationsgrammatik weiter zu klären: Hier scheint zunächst wiederum kein Zweifel darüber möglich, daß Chomsky wesentlich dazu beigetragen hat, die zum Teil dogmatische Voreingenommenheit gerade der amerikanischen Sozialwissenschaften, und in ihrem Zusammenhang der strukturalistischen Linguistik, für eine empiristisch verstandene Theoriebildung durch paradigmatische Argumentationen zu durchbrechen. Und auch hier scheint das Fazit seiner Argumente zunächst auf eine Unterstützung des »kritischen Rationalismus« hinauszulaufen.

<sup>80</sup> Ich denke hier in erster Linie an die »konstruktive« bzw. »operationale« Begründung der Logik und Mathematik durch Paul Lorenzen.

So hat z. B. Chomskys Kritik an Skinners »Verbal Behavior«<sup>31</sup> ein Modellbeispiel für die Infragestellung des sozialwissenschaftlichen Behaviorismus überhaupt geliefert: Sie hat gezeigt, daß ein anthropologisches (bzw. gesellschaftliches) Grundphänomen wie die grammatische Sprachkompetenz, d. h. die Fähigkeit jedes Menschen, prinzipiell unbegrenzt viele nie gehörte Sätze zu produzieren bzw. zu verstehen, – daß ein solches Phänomen überhaupt nicht bemerkt, geschweige denn erklärt, werden kann, wenn der Sozialwissenschaftler lediglich so schwache theoretische Voraussetzungen wie die Begriffe »Stimulus«, »Response« und »Stimulus-Verstärkung« (»Reinforcement«) an die sog. Daten heranträgt<sup>32</sup>. (In diesem Zusammenhang wendet sich Chomsky insbesondere gegen die kaum noch kontrollierbare, metaphorische Ausweitung der behavioristischen Grundbegriffe bei Skinner. Werden diese genau definiert und im Sinne dieser Definition angewandt, so kann der Zusammenhang zwischen beobachtbaren Reizen und sprachlichen Reaktionen lediglich ein statistischer sein, und dementsprechend könnten auch Grammatik und grammatische Regeln nur im Sinne statistischer Häufigkeitsverteilungen interpretiert werden.)

In diesem Sinne hat nun aber nach Chomsky auch die strukturalistische Linguistik der amerikanischen Bloomfieldschule (bis hin zu seinem Lehrer Z. Harris) durch ihre taxonomischen und distributionalistischen Methoden der Analyse eines gegebenen Corpus von Sprachäußerungen die Regeln der Sprachverwendung zu beschreiben versucht; d. h. sie hat diese Regeln als induktiv (aufgrund von Assoziation) erworbene »habits« aufgefaßt, die vom Linguisten selbst wieder durch taxonomisch und statistisch explizit gemachte Induktionsmethoden zu beschreiben sind. In diesem Versuch empiristischer Linguistik sieht Chomsky, wie er immer wieder betont, das bislang best ausgearbeitete und daher kontrollierbarste Beispiel einer induktionistisch-empiristisch verstandenen Theoriebildung überhaupt<sup>33</sup>; und da er diesen Versuch – gewissermaßen ein methodologisches experimentum crucis – für gescheitert ansieht, so ist für ihn damit die Unzulänglichkeit der empiristischen Methodologie überhaupt erwiesen<sup>34</sup>.

<sup>31</sup> Vgl. Chomsky 1959.

<sup>32</sup> Vgl. Chomsky 1969, p. 61: »One cannot hope to study learning or perception in any useful way by adhering to methodological strictures that limit the conceptual apparatus so narrowly as to disallow the concept ›what is perceived‹ and the concept ›what is learned‹.«

<sup>33</sup> Vgl. Chomsky 1969, p. 93, n. 14 (gegen Harmann).

<sup>34</sup> Vgl. oben Anm. 18.

Es spricht für die Durchschlagskraft der Chomskyschen Argumentation, daß der Carnapsschüler Y. Bar-Hillel<sup>35</sup> und der Linguist H. Schnelle<sup>36</sup> sich Chomsky in der Beurteilung der taxonomischen Linguistik anschließen, obwohl sie damit weiterhin auf dem Boden des Logischen Empirismus zu stehen glauben<sup>37</sup>. Eine solche Ausweitung des Begriffs »Logischer Empirismus« wird durch die bereits erwähnte Wendung des späten Carnap zum Primat der »theoretischen Begriffe« historisch verständlich, trägt aber m. E. nicht zur philosophiehistorischen Klärung der wissenschaftstheoretischen Prinzipienfragen bei. Mir scheint jedenfalls der folgende Punkt keinem Zweifel zu unterliegen: Die Anerkennung des Prinzips, daß sog. empirische Daten erst im Lichte von Theorien überhaupt als wissenschaftlich relevant erkannt werden können (worin – wie Schnelle richtig sieht<sup>38</sup> – schon die wissenschaftstheoretische Pointe der Begründung der Phonologie durch die Prager Schule lag), bedeutet wissenschaftstheoretisch den Übergang vom »Logischen Empirismus« zum »kritischen Rationalismus« in dem zuvor charakterisierten Sinn<sup>39</sup>. (Dementsprechend scheint mir auch der Übergang von einer corpusabhängigen zu einer theoriegeleiteten Linguistik, die ihre weit über jedes finite Corpus von Daten hinausreichenden Hypothesen durch die Methode der Beispiele und Gegenbeispiele überprüft, ziemlich genau den Übergang vom Induktivismus zum Falsifikationismus im Sinne Poppers zu illustrieren<sup>40</sup>.)

Wie verhält sich indessen Chomskys methodologisches Selbstverständnis zu dem dritten von uns ins Auge gefaßten Ideal-Typus moderner Wissenschaftstheorie, der in der wissenschaftlichen Thematisierung der Menschen durch den Menschen eine prinzipiell neue Problemsituation hinsichtlich der Subjekt-Objekt-Relation der Erkenntnis unterstellt? – Wir haben im vorigen bereits erwähnt, daß die quasi-transzendentalphilosophischen, nämlich erkenntnistheoretischen und eventuell metalogischen, Ansprüche einer Theorie des schöpferischen Geistes nur schwer mit dem Konzept einer empirisch überprüfbaren, explanativen Theorie nach dem Muster der Naturwissenschaft zu vereinbaren sind. Doch könnte diese Schwierigkeit vielleicht durch Einschränkung der

<sup>35</sup> Vgl. Bar Hillel 1970, pp. 160, 164, 178, 180.

<sup>36</sup> Vgl. Schnelle 1970.

<sup>37</sup> Vgl. Bar-Hillel 1970, passim, Schnelle 1970, S. 51.

<sup>38</sup> Schnelle 1970, S. 58 f.

<sup>39</sup> Vgl. auch Chomskys Berufung auf Popper in Chomsky 1964, S. 98 f.

<sup>40</sup> So auch Schnelle 1970, S. 63 ff. – Hält er Popper entgegen seinem Selbstverständnis für einen logischen Empiristen?



philosophischen Ansprüche behoben werden<sup>41</sup>. Anders steht es mit dem unverzichtbaren Anspruch der von Chomsky begründeten Linguistik, die in der Sprachkompetenz liegenden Teil-Bedingungen des Sprachverhaltens, d. h. der Produktion und des Verstehens von Sprachäußerungen, zu thematisieren. Man sollte annehmen, daß an dieser Stelle der sozialwissenschaftliche Charakter der Linguistik sich insofern bemerkbar machen muß, als die Frage nach der Regelbefolgung durch die menschlichen Subjekt-Objekte der Linguistik aktuell wird. Zumal bei der Frage nach der empirischen Überprüfung der Regel-Hypothesen der Transformationsgrammatik müßte die, von Winch für alle Sozialwissenschaften postulierte, Bedingung der prinzipiell möglichen Teilnahme von Subjekt und Objekt der Wissenschaft an einem gemeinsamen »Sprachspiel« in irgendeiner Form relevant werden.

Dies scheint mir auch tatsächlich der Fall zu sein. Freilich muß man sich über den komplexen Sonderstatus der Linguistik zwischen den erklärenden und den verstehenden Wissenschaften Klarheit verschaffen, bevor man mit falschen Erwartungen an Chomskys Methodologie herangeht. Es geht ja in der Linguistik qua Wissenschaft von der Sprach-Kompetenz des Menschen – der Sprachkompetenz überhaupt und der Sprachkompetenz im Sinne besonderer Sprachen – nicht um das ad hoc-»Verstehen« einzelner Sprachäußerungen, etwa um Textinterpretation im Sinne der Literaturwissenschaft: es geht auch nicht um das Verständnis der individuellen Sprecherstrategien, wie sie in der Tradition der »artes sermonicales« von der Rhetorik gelehrt wurden. Es geht vielmehr um »Beschreibung« und – nach Chomsky – vor allem um »Erklärung« wesentlicher Teil-Bedingungen solchen »Verstehens«: nämlich der beim Verstehen wie beim Sprechen bzw. Schreiben großenteils unbewußt befolgten Regeln einer im Sozialisierungsprozeß internalisierten Grammatik. Es geht nach Chomsky weiterhin auch um die »Erklärung« von Teil-Bedingungen der

<sup>41</sup> Das würde freilich bedeuten, daß die von Bierwisch vertretenen Ansprüche einer linguistischen Begründung der Logik aufgegeben werden müssen; denn die Logik kann gewiß nicht durch eine explanative, empirisch überprüfbare Theorie – welche notwendigerweise die Logik voraussetzt – begründet werden. – Chomskys Argumentation gegen Putnams These, daß die Sprach-Universalien – z. B. die »Phrasenstruktur« der »Basis« als »einfachster Algorithmus für jedes mögliche Computing-System« – nichts Erstaunliches, sondern eher denknotwendig seien, zeigt, daß er in erster Linie Wert darauf legt, eine empirisch relevante Hypothese über die Ursachen der menschlichen Sprachfähigkeit und damit über Struktur aller Sprachen zu vertreten. Vgl. Chomsky 1969, S. 78 ff.; vgl. ebda. S. 62 und S. 85.

Internalisierung selbst qua Spracherwerb. Was in diesem Zusammenhang durch die Hypothese von den angeborenen Dispositionen erklärt werden soll (z. B. die Möglichkeit einer relevanten Grammatik-Konstruktion durch das Kind aufgrund der Annahme einer »Initialrestriktion« und die Möglichkeit der sukzessiven Selektion der optimalen Konstruktion durch eine »Bewertungsfunktion«), ist selbst für das unbewußte Befolgen der grammatischen Regeln (einschließlich der Transformationsregeln) schon als anthropologische *conditio sine qua non* vorausgesetzt. Die Annahme der unbewußten Regelbefolgung soll dann ihrerseits das kreative Produzieren und Verstehen wohlgeformter und sinnvoller Sätze erklären. Von Erklärung läßt sich auch hier reden, insofern als theoretisch begründete Voraussagen über die Struktur aller grammatisch richtig gebildeten Sätze möglich werden.

Dennoch liegt in der unvermeidlichen Annahme der Auswahl und Befolgung der hypothetisch unterstellten Regeln durch die Menschen als Sprecher und Versther ein wissenschaftstheoretisches Problem, das nicht im Sinne der »Logic of Science« aufgelöst werden kann. Die Regeln der Grammatik, wie unbewußt auch immer die Menschen sie befolgen mögen, werden auf keinen Fall so befolgt wie etwa die Gesetze der Gravitation von fallenden Steinen oder von Himmelskörpern.

Bei Steinen oder Himmelskörpern hat es im Grunde gar keinen Sinn, von einer Regelbefolgung zu sprechen, da hier von einer Nichtbefolgung (d. h. einer Durchbrechung) der Regeln ebensowenig die Rede sein kann wie von einer falschen Befolgung. Statt dessen würde man in dem Falle, wo das Verhalten der Naturkörper nicht mit den unterstellten Verhaltensregeln oder Naturgesetzen übereinstimmt, diese Regeln selbst als falsch betrachten oder weitere Regeln für die Erklärung des abweichenden Verhaltens heranziehen, die mit den zuerst unterstellten einen konsistenten naturgesetzlichen Zusammenhang bilden müssen. So verfährt indessen der Linguist nach Chomsky nur dann, wenn er aufgrund der Kommunikation mit dem kompetenten Sprecher Grund zu der Annahme hat, daß seine Regelhypothese mit der vom Sprecher als Norm befolgten Regel nicht übereinstimmt. In anderen Fällen wird er dagegen – wiederum aufgrund einer Kommunikation mit dem kompetenten Sprecher – zu dem Schluß gelangen, daß der Sprecher die zurecht unterstellte Regel nicht oder nicht richtig befolgt hat oder befolgen konnte.

An dieser Stelle nun hat er wiederum zwei Möglichkeiten<sup>42</sup> einer weiteren »Begründung« seines Befundes: er kann Naturgesetze zur Erklärung einer sprachlichen Fehlleistung heranziehen oder er kann – aufgrund der mit dem Sprecher geteilten Sprachkompetenz – eine absichtliche, gerade aufgrund der unterstellten Regel selbst noch verständliche, Abweichung von der Regel konstatieren.

Die zuletzt angedeutete Möglichkeit führt auf eine weitere Perspektive des Vergleichs der naturwissenschaftlichen und der linguistischen Problem-Situation: Nicht nur ist Regel-Befolgung als quasi-objektives Verhalten prinzipiell von gesetzmäßig determiniertem (auch statistisch determiniertem) Verhalten zu unterscheiden: auch die Art der praktischen Anwendungen, die wir von der theoretischen Erkenntnis der Naturgesetze machen – selbst ein Fall verstehbarer Regelbefolgung – ist sehr verschieden von der – intuitiven oder linguistisch reflektierten – Anwendung unserer Kenntnis der grammatischen Regeln. Im ersteren Fall liegt die praktische Anwendung in der technischen Ausnutzung unserer Kenntnis unveränderlicher, d. h. von uns nicht zu durchbrechender Gesetze (nach dem Motto: *Natura non nisi parendo vincitur*). Im Falle der Sprachkompetenz jedoch liegt die praktische Anwendung in der von Chomsky selbst so genannten »rulegoverned« und »rulechanging creativity« unseres Sprach-Verhaltens: Wir können in der Tat die grammatischen Regeln als etwas behandeln, zu dem wir Stellung nehmen, das wir sorgfältig befolgen, das wir aber auch verändern, ja sogar bewußt verletzen können, wie das z. B. im ironischen, im poetisch-metaphorischen und im philosophisch-spekulativen Sprachgebrauch geschieht.

(Es könnte hier eingewendet werden, daß wir die von Chomsky als »Universalien« unterstellten Regeln nicht ändern können. Dazu wäre m. E. folgendes zu bemerken: Sofern es sich hier nur um die sog. »substantziellen« Universalien handelt (z. B. R. Jakobsons »distinktive Merkmale« der Phonologie und das analog konzipierte universale Repertoire »semantischer Merkmale«), insofern ist immer noch ein Spielraum der unbewußten »Auswahl« aus diesem Repertoire für die Erlernung einer bestimmten Sprache mitvorauszusetzen, und dementsprechend bleibt auch ein Spielraum der pragmatisch-kommunikativ

<sup>42</sup> Ich sehe hier von der Möglichkeit einer dialektischen Vermittlung der »Erklärung« und des »tiefenhermeneutischen Verstehens« von sinnvollen Fehlleistungen, wie sie für die psychoanalytische Methode charakteristisch ist, einmal ab. – Vgl. dazu Apel 1965 und 1968 b.

bedingten geschichtlichen Regel-Veränderung bestehen. Sofern es sich aber um die sog. »formalen« Universalien handelt (z. B. um die »Transformationsregeln« überhaupt und den sog. »Transformationzyklus« der Phonologie insbesondere), insofern handelt es sich in der Tat um »Gesetze« im Sinne einer explanativen Theorie der »conditiones sine qua non« der menschlichen Sprachfähigkeit. Sogar in diesem Fall könnte es jedoch zweckmäßig sein, von »Quasi-Gesetzen« zu sprechen. Wenn es nämlich richtig ist, daß die »formalen Universalien« der menschlichen Sprache nicht denknötwendig sind (so Chomsky gegen Putnam<sup>43</sup>) und wenn es, wie Chomsky vermutet<sup>44</sup>, möglich ist, gerade aufgrund der Kenntnis der »formalen Universalien« solche Sprachen zu konstruieren, die nicht an sie gebunden sind und daher von Kindern nicht oder nur schwer zu erlernen sind, dann könnten wir sogar mit diesen Naturgesetzen der menschlichen Sprachfähigkeit etwas tun, was wir mit echten Naturgesetzen nicht tun können: wir könnten sie als »Regeln« (Quasi-Normen!), die abgeändert bzw. nicht befolgt werden, gewissermaßen vor uns bringen. Naturgesetze können wir durch Erkenntnis nicht in dieser Weise als Regeln vor uns bringen; denn wir müssen sie gerade dann als unveränderlich unterstellen, wenn wir technische Nutzenanwendungen aus ihrer Kenntnis ziehen.)

Auch hier zeigt sich also der schon angedeutete Funktions-Unterschied von grammatischen Regeln und Naturgesetzen. Weder die Naturkörper noch wir Menschen können zu Naturgesetzen ein Verhältnis der Befolgung oder Nicht-Befolgung gewinnen. Anders gesagt: Sowohl das Verhältnis der Naturkörper zu den Naturgesetzen wie unser technologisches Verhältnis zu den unverletzbaeren Naturgesetzen ist von unserem Verhältnis zu befolgbaren (oder nicht befolgbaren) Regeln scharf zu unterscheiden. (Insofern ist es völlig abwegig, Chomskys Rede von der unbewußten Kenntnis (»tacit knowledge«) der grammatischen Regeln dadurch ad absurdum führen zu wollen, daß man – wie N. Goodman<sup>45</sup> – die Regel-Kompetenz mit der Fähigkeit eines Steines, genau in Richtung auf den Mittelpunkt der Erde zu fallen, vergleicht. Irreführend ist aber auch der von G. Harmann in gleicher Absicht angezogene Vergleich der grammatischen Regel-Kompetenz mit der

<sup>43</sup> Vgl. Chomsky 1969.

<sup>44</sup> Vgl. Chomsky 1968; vgl. Anm. 41.

<sup>45</sup> Vgl. Goodman 1967, p. 105.

Fähigkeit des Radfahrens<sup>46</sup>. Im Falle der Gravitation ist der Unterschied evident; aber auch im Falle des Radfahrens als einer leibhaften Geschicklichkeit ist zumindest das von Harmann reflektierte Verhältnis zur Mechanik nicht mit der grammatischen Regel-Kompetenz zu vergleichen. Den mechanischen Gesetzen gehorcht das Verhalten des Radfahrers auch dann, wenn er vom Rad fällt, während ein Sprecher, dem es nicht gelingt, einen Satz zu formulieren, oder der absichtlich einen irregulären Satz produziert, die Regeln der Grammatik nicht befolgt. Damit hängt der folgende Unterschied zusammen, der unmittelbar Chomskys Problem der »tacit knowledge« berührt: Von jedem kompetenten Sprecher wissen wir, daß er sein Können als korrekte Regelbefolgung bis zu einem gewissen Grad in Aussagen über den rechten bzw. falschen Sprachgebrauch bewußt machen kann; beim Radfahrer dagegen hat die Bewußtmachung der Gesetze der Mechanik unmittelbar nichts mit einer Bewußtmachung seines Könnens zu tun. Eine Bewußtmachung des Könnens erfolgt allenfalls in den Reflexionen eines Sportler-Trainers auf die Kunst des Radfahrens. Diese aber besteht in der technisch geschickten Ausnutzung der mechanischen Gesetze, nicht aber in der richtigen Befolgung von institutionalisierten Regeln. Angesichts der unbestreitbaren Fähigkeit jedes kompetenten Sprechers, seine Kompetenz in metasprachlichen Aussagen zu thematisieren, erscheint es daher verständlich, daß Chomsky Harmanns Vergleich für irrelevant erklärt und es auch ablehnt, sich in seiner Terminologie auf die Rylesche Disjunktion von »knowing how« und »knowing that« festlegen zu lassen.<sup>47</sup> Kurz: die Regeln der Grammatik, mögen sie auch von jedem Menschen aufgrund eines angeborenen instinkthaften Mechanismus aus einer Klasse möglicher Regelsysteme quasi-automatisch herausselektiert worden sein, sind doch zugleich als Bestandteil sozialer Normen, u. d. h. im Sinne eines Norm-Bewußtseins, internalisiert worden. (Wenn Chomsky betont, daß der Spracherwerb weder aufgrund von »Konditionierung« bedingter Reflexe im Sinne Skinners noch aufgrund einer »Abrichtung« im Sinne Wittgensteins erfolgen kann<sup>48</sup>, so hat diese Bemerkung wissenschaftstheoretisch zwei Pointen: Einerseits richtet sie sich gegen die Zufälligkeit eines empiristisch gedachten Lernprozesses und betont dagegen den rationalen Systemcharakter der angeborenen Voraussetzungen des Spracherwerbs; andererseits richtet

<sup>46</sup> Vgl. Harmann 1967, p. 81; vgl. Harmann 1969.

<sup>47</sup> Chomsky 1969, p. 87.

<sup>48</sup> Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 73.

sie sich gegen den reflextheoretischen Charakter der Konditionierungsvorstellung und versteht Spracherwerb eher im Sinne Platons und Leibniz' als einen maieutisch angeregten Prozeß der »Wiedererzeugung«<sup>49</sup> (und in einem gewissen Sinn der Wieder-Erinnerung) von Ideen qua Normen.)

Die methodologische Unentbehrlichkeit eines Norm-Bewußtseins bestätigt Chomsky durch die Einführung der Begriffe »Grammatikalität« und »Akzeptabilität«<sup>50</sup>. Zwar handelt es sich erst bei der »Akzeptabilität« von »Äußerungen«<sup>51</sup> um einen Begriff, der eine soziale Norm der Sprachverwendung (der »Performanz«) beschreibt, wobei zahlreiche über die grammatische »Kompetenz« hinausgehende pragmatische Bedingungen zu berücksichtigen sind. Nichtsdestoweniger ist die »Grammatikalität« von »Sätzen« eine wesentliche Teilbedingung der »Akzeptabilität«, die selbst schon vom »kompetenten Sprecher« im Sinne einer – gewissermaßen abstrakten – sozialen Norm muß reflektiert werden können. Denn diese Einsicht Wittgensteins scheint unumstößlich: »Einer allein und nur einmal« kann nicht einer Regel folgen. Man kann von Regelbefolgung nur sinnvoll reden aufgrund eines öffentlichen Sprachspiels, innerhalb dessen sie prinzipiell von jedem Teilnehmer aufgrund öffentlicher Kriterien kontrolliert werden kann. Will man daher die »unbewußt« (im Sinne des »tacit knowledge«) befolgten Regeln der Grammatik – womöglich sogar die nach Chomsky von jedem Kind befolgten universalen Regeln der Grammatikkonstruktion – überhaupt »Regeln« nennen, so müssen sie sich zumindest auch »von oben«, d. h. von den im Rahmen des Sprachspiels befolgten (oder nicht befolgten) Regeln her denken lassen. Und nur insofern können die von Chomsky als »tacit knowledge« unterstellten Regeln der Grammatik durch den »kompetenten Sprecher« überhaupt bestätigt werden.

Aus diesen Überlegungen scheint aber nun zu folgen, daß die Linguistik im Sinne Chomskys doch eher dem dritten als dem zweiten Typ der Wissenschaftstheorie entsprechen muß. Es kann sich – so scheint es nach dem Vorausgehenden – in der Linguistik nicht um eine bloß explanative Theorie handeln, die theoretische Begriffe, Konstrukte und Gesetzhypothesen gewissermaßen von außen an ihren stummen Ge-

<sup>49</sup> Chomsky 1965 (70), S. 39 u. S. 73.

<sup>50</sup> Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 23.

<sup>51</sup> Über den Unterschied von systembedingten »Sätzen« und »Äußerungen« vgl. Bar-Hillel 1970, S. 364 ff.

genstand heranträgt und die Richtigkeit dieser theoretischen Ansätze durch gezielte Beobachtungen überprüft. Der sog. Gegenstand muß vielmehr bei der Bestätigung bzw. Falsifikation der Regelhypothesen in irgendeiner Form mit sprechen können.

Diese Vermutung wird nun durch Chomsky zum Teil bestätigt, zum Teil auch nicht. Entscheidend bestätigt wird sie m. E. durch die oft wiederholte These, daß die Intuition des kompetenten Sprechers eine letzte, nicht zu hintergehende Entscheidungsinstanz bei der empirischen Überprüfung der »Beschreibungsadäquatheit« der Sprachwissenschaft darstellt<sup>52</sup>. Diese These entspricht m. E. als prinzipielle Einsicht dem nichtnaturwissenschaftlichen Aspekt der Linguistik und kann daher auch nicht morgen oder übermorgen durch fortgeschrittenere Methoden der Beobachtung bzw. Messung außer Kraft gesetzt werden.<sup>53</sup> Sie darf freilich nicht so ausgelegt werden als ob das, was ein Sprecher über seine Sprache zu sagen weiß, ohne weiteres seine Sprachkenntnis im Sinne der Kompetenz repräsentieren und insofern maßgeblich sein könnte<sup>54</sup>. (Diese Voraussetzung trifft ja in keiner Sozial- oder Geisteswissenschaft zu: Auch eine Dichterauslegung in der Literaturwissenschaft kann nicht durch Interviews mit dem Autor über seine sog. Intentionen ersetzt werden.) Die hermeneutische Kommunikation mit dem Menschen als dem in seinem Verhalten zu verstehenden Subjekt-Objekt der Wissenschaft muß insofern methodisch vermittelt sein, als sie nach Mitteln und Wegen suchen muß, den Text-Sinn oder den Verhaltens-Sinn (oder die befolgten Verhaltens-Regeln) gewissermaßen auf der Linie eines virtuellen idealen Selbstverständnisses der Menschen freizulegen<sup>55</sup>. (Bei diesem zweifellos

<sup>52</sup> Vgl. z. B. Chomsky 1964, S. 26; 1965 (70), S. 32 ff., bes. S. 35 und S. 43. (Hier schreibt Ch. sogar »dem Kind, das eine Sprache erlernt«, die »intuitive Kenntnis« der Sprachuniversalien zu.)

<sup>53</sup> In seiner Verteidigung gegen Henry Hiz scheint Chomsky zunächst eine derartige Möglichkeit zugeben zu wollen, fährt dann aber fort: »Obviously, any such procedure would first have to be tested against the introspective evidence. If one were to propose a test for, say grammaticality, that fails to make the distinctions noted earlier in the proper way, one would have little faith in the procedure as a test for grammaticality.« (Chomsky 1969, p. 81 f.)

<sup>54</sup> Vgl. Chomsky 1969, p. 82 f.

<sup>55</sup> Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 36 ff., bes. S. 39. Nach dieser Erörterung ist allerdings nicht einzusehen, inwiefern die von Henry Hiz aufgeworfene Frage, wie man methodisch an die wirkliche Sprachkenntnis eines Sprechers bzw. Hörers herankommt, für Chomskys Bestimmung der Kompetenz zum Gegenstand der Linguistik irrelevant sein soll. Vgl. Chomsky 1969, p. 81 f.

schwierigen Geschäft<sup>56</sup> können durchaus quasi-naturalistisch erklärende Methoden eingesetzt werden, um ein falsches – z. B. ideologisches – Selbstverständnis zu »entlarven«. Aber gerade in dem Begriff der »Entlarvung« kommt zum Ausdruck, daß prinzipiell eine Kommunikation mit dem Subjekt-Objekt hergestellt werden muß; es dürfen in den Sozialwissenschaften, im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, keine Begriffe für eine Verhaltenserklärung benutzt werden, die prinzipiell nicht von den Menschen in ein vertieftes Selbstverständnis umgesetzt oder »aufgehoben« werden könnten.)

Genau an dieser Stelle zeigt sich aber nun die wissenschaftstheoretische Zweideutigkeit der Sprachtheorie Chomskys, wenn man ihren Anspruch der »Erklärungsadäquatheit« ins Auge faßt, auf dem zweifellos das spezifische Pathos Chomskys ruht. Auf der einen Seite betont Chomsky zwar, daß seine Bestätigungsinstanz der ideale Sprecher-Hörer im Sinne der grammatischen Kompetenz ist – darin könnte man eine Bestätigung meines Idealisierungspostulats im Sinne des dritten Typs der Wissenschaftstheorie sehen. Auf der anderen Seite bringt Chomsky aber wiederholt seine Überzeugung zum Ausdruck, daß der abstrakte Regel-Mechanismus, mit dessen Hilfe nicht nur die Erzeugung von Sätzen im Sinne einer bestimmten Grammatik, sondern darüberhinaus die Auswahl bzw. Konstruktion der Grammatik selbst »erklärt« werden soll, prinzipiell nicht durch Introspektion bewußt gemacht werden könne<sup>57</sup>. Insofern handelt es sich bei der Chomsky-

<sup>56</sup> Es ist wohl richtig, wie Chomsky mehrfach hervorhebt, daß die Beschaffung zuverlässiger Daten auf der Basis der Intuition des kompetenten Sprechers in der Linguistik relativ geringe Schwierigkeiten bereitet – verglichen mit den Schwierigkeiten der Theoriebildung. Ganz anders verhält es sich natürlich in solchen Sozialwissenschaften, in denen es auf das adäquate Verständnis singulärer Äußerungen ankommt.

<sup>57</sup> Vgl. z. B. Chomsky 1968 (70), S. 75; vgl. ferner die folgende ausführliche Stellungnahme in Chomsky 1968: »I would want to use ›knowledge‹ in the sense in which Leibniz uses it: as referring to unconscious knowledge, principles which form the sinews and connections of thought but which may not be conscious principles, which we know must be functioning although we may not be able to introspect into them. The classical rationalist's view is that there are many principles which determine the organisation of knowledge which we may not be conscious of. You can think of these principles as propositional in form, but in any event they're not expressible. You can't get a person to tell you what these principles are. Incidentally, I think that the rationalists didn't go at all far enough: in fact the one fundamental mistake that I think is made by the Leibnizian theory of mind is its assumption that one could dredge out these principles, that if you really worked hard at it and introspected, you could bring to consciousness the contents of the mind. I don't see any reason to believe that sinews and connections of thought, in Leibniz's sense, are even in principles to be available to introspection than there is to suppose that the principles that determine visual perception should be accessible to introspection – the principles,



schen Theoriebildung also nicht um eine tiefenhermeneutische »Quasi-Erklärung« im Sinne der Psychoanalyse<sup>58</sup>, sondern allenfalls um eine Theoriebildung, deren Richtigkeit, wie diejenige der Mathematik, durch maieutisch provozierte »Anamnese« im Sinne Platons überprüft werden kann<sup>59</sup>.

Chomskys Selbstverständnis zufolge handelt es sich um eine mathematische Modell-Konstruktion, welche die einzelnen möglichen Grammatiken lediglich als »theoretische Konstrukte« in sich enthält. Durch diese Konstrukte wird »eine Erklärung für die Intuition des Sprechers« angestrebt, die weit über jedes mögliche Sprach-Bewußtsein desselben hinausgeht, »und zwar auf der Basis einer empirischen Hypothese über die angeborene Prädisposition des Kindes, eine bestimmte Art von Theorie zu entwickeln, um das ihm offerierte Material zu verarbeiten«<sup>60</sup>. Faßt man die mathematische Struktur der von Chomsky projektierten Theoriebildung genauer ins Auge (nämlich die Aufzählungspostulate für a) mögliche Sätze, b) mögliche Strukturbeschreibungen dieser Sätze, c) mögliche generative Grammatiken, d) die Forderung einer Zuordnungsfunktion, die jedem Satz seine Strukturbeschreibung durch eine bestimmte Grammatik zuordnet, und e) die Forderung einer Bewertungsfunktion, die eine bestimmte Grammatik aus den möglichen Alternativen aussondert)<sup>61</sup>, so könnte es sogar scheinen, als sollte die Transformationsgrammatik primär nicht menschliches Sprach-Verhalten erklären, sondern als Teil der Theorie endlicher Automaten und damit der Algebra linguistische Computerprogramme entwerfen.<sup>62</sup> In diesem Falle würde jedoch das *experimentum crucis* für die Transformationsgrammatik als linguistische Theorie in der Möglichkeit einer erfolgreichen Simulierung des Sprachverhaltens durch Computer liegen. Der Erfolg einer solchen Simulierung aber könnte letztlich nur durch Einbeziehung der Computer in eine erfolgreiche

as in the case of Descartes's example, that make us see a certain irregular figure as a distorted triangle.« – Bei diesem Vergleich der grammatischen Prinzipien mit den Prinzipien der räumlichen Anschauung bleibt indessen der Umstand, daß die einzel-sprachliche Kompetenz auf dem Wege einer »Internalisierung« sozialer Normen erworben werden muß, unberücksichtigt. Vgl. dazu unten S. 37 ff.

<sup>58</sup> Vgl. hierzu auch Nagel 1969, p. 175 f.; zum Begriff der tiefenhermeneutischen Quasi-Erklärung vgl. auch Habermas 1967, S. 262 ff., Apel 1965 und 1968.

<sup>59</sup> Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 39.

<sup>60</sup> Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 41.

<sup>61</sup> Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 48 f.

<sup>62</sup> Vgl. Chomsky 1961; vgl. dazu Klüver 1971. – Vgl. dagegen allerdings Chomsky 1964, S. 25.

Kommunikation mit den kompetenten Sprechern nachgewiesen werden. Die Aussichten eines solchen Unternehmens angesichts der »Unentscheidbarkeitstheoreme«, die letzten Endes ein Ausdruck der nicht formalisierbaren Selbstreflexivität des menschlichen Sprachdenkens sein dürften, sollen hier nicht diskutiert werden.

Aber auch unabhängig von der Frage, ob eine Simulation der menschlichen Sprachkompetenz durch Automaten möglich ist: schon allein der Umstand, daß solche Automaten als Modelle der generativen linguistischen Theoriebildung ins Auge gefaßt werden, spricht nicht so eindeutig, wie manche glauben, für den im Sinne der »Logic of Science« explanativen Charakter der generativen Theoriebildung. Die Konstruktion und Programmierung abstrakter Automaten ist ja, nicht anders als die Konstruktion von formalisierten Kalkülsprachen, als indirektes Verfahren einer Rekonstruktion der menschlichen Regel-Kompetenzen anzusehen. M. a. W.: Die wissenschaftstheoretische Pointe der mathematischen Linguistik als Teil der Theorie endlicher Automaten liegt nicht so sehr in der mechanistischen Erklärung voraussagbarer Fakten als in der normativ richtigen Objektivierung möglicher Paradigmata grammatischer Regelkonstruktion und Regelbefolgung. Daß es sich so verhält, zeigt der Versuch einer semantisch-pragmatischen Interpretation der eigentümlichen, zweistufigen Struktur der Chomskyschen Theoriebildung. Diese kann einerseits als universale Theorie der menschlichen Sprachkompetenz betrachtet werden, welche alle möglichen Grammatiken als »theoretische Konstrukte« in sich enthält. Insofern handelt es sich um eine explanative Theorie, welche die unter speziellen Randbedingungen geltenden Gesetze der Einzelgrammatiken aus einem universalen Gesetz ableitet. Die universale Sprachtheorie kann aber auch als »Metatheorie« der Einzelgrammatiken betrachtet werden, wobei letztere wiederum nach Chomsky nicht nur als linguistische Theorien, sondern auch als mögliche – im Spracherlernungsprozeß durch das Kind realisierbare – Spezialisierungen der menschlichen Sprachkompetenz betrachtet werden können. Folgt man dieser letzteren Perspektive, so erscheint die in der universalen Theorie vorgesehene »Bewertungsfunktion« als objektivierende Rekonstruktion der Fähigkeit des Kindes, anhand der – selbst noch zu bewertenden, da oft deformierten oder irrelevanten – Sprachdaten, die ihm angeboten werden, in sukzessiver Folge von Konstruktion und Selbstkorrektur die normativ adäquate Grammatik aus den möglichen Grammatiken herauszufinden.

D. h.: die Metatheorie hat der vom Kind unbewußt zu leistenden Theoriebildung gegenüber eine normative Funktion, wie sie bei wissenschaftlichen Theoriebildungen der Methodologie zukommt. Eine derartige »Bewertungsfunktion« ist normalerweise – d. h. im Falle der Naturwissenschaft – nicht Bestandteil einer empirisch-analytischen Theorie, sondern vielmehr Aufgabe der normativen Logik der Forschung als Metatheorie kreativer Theoriebildung. Daß es sich in der Linguistik anders verhalten kann, wird allerdings verständlich, wenn man bedenkt, daß Chomsky die menschliche Sprachkompetenz als unbewußte Vorstufe der linguistischen Theoriebildungskompetenz ansieht<sup>63</sup>. Ihre empirisch-analytische »Erklärung« muß daher zugleich den Charakter einer normativen Rekonstruktion des im Subjekt und im Objekt der Theoriebildung identischen Vermögens der Theoriebildung besitzen.

Freilich hat diese Rekonstruktion sich an empirisch nachweisbare »Restriktionen« der überhaupt möglichen und der im Sinne einer Einzelsprache möglichen Formations- und Transformationsregeln der Grammatik zu halten. Hierin – so scheint es – ist der empirisch-analytische Charakter der Chomskyschen Theorie als einer falsifizierbaren Erklärungshypothese im Sinne des kritischen Rationalismus begründet. Aber selbst noch die empirische Bestätigung dieses substanziellen Kerns der explanativen Theorie – der Nachweis der »formalen« und »substantialen Universalien« als anthropologischer Charakteristika der Sprachkompetenz im Sinne Chomskys – ist methodologisch an die für alle hermeneutische Rekonstruktion vorausgesetzte Kommunikation zwischen Subjekt und Objekt der Wissenschaft gebunden. Tatsächlich scheint die linguistische Theoriebildung im Sinne Chomskys eine zweifache Aufgabe zu erfüllen. Einerseits erlaubt sie eine aus Gesetzhypothesen und Antecedenzbedingungen ableitbare Prognose der Struktur, die alle richtig gebildeten Sätze tatsächlich aufweisen. Insofern ist sie eine *explanative* Theorie. Mit dieser Erklärung und Voraussage der Struktur aller richtig gebildeten Sätze koinzidiert aber eine *rekonstruktive* Erhellungsfunktion hinsichtlich der möglichen normativen Richtigkeit grammatischer Sätze in menschlichen Sprachen. Nur diese letztere Funktion kann, streng genommen, aufgrund der sog. Introspektion des kompetenten Sprechers bestätigt werden. Um dieser Bestätigung willen aber muß die generative Linguistik die von der

<sup>63</sup> Vgl. Chomsky 1969, p. 63.

»Logic of Science« geforderte Trennung von Subjekt und Objekt der Wissenschaft aufheben. Da nun diese Aufhebung der Subjekt-Objekt-Trennung durch Kommunikation identisch ist mit der Einbeziehung der Selbstreflexion in das methodische Verfahren der Wissenschaft, so könnte unter dieser Voraussetzung auch verständlich werden, warum die generative Linguistik, im Gegensatz etwa zur Physik, ihre eigenen Bedingungen der Möglichkeit und Gültigkeit – zumindest partiell – zum Gegenstand machen kann, sofern sie Universalien der menschlichen Sprachkompetenz aufzufinden vermag.

*III. (Syntaktik, Semantik, Pragmatik: sprachphilosophische Horizonte einer möglichen bzw. notwendigen Ergänzung des theoretischen Ansatzes von N. Chomsky)*

Die zuletzt angedeuteten Bedingungen der Möglichkeit und Gültigkeit der Linguistik lassen sich m. E. sehr viel deutlicher machen, wenn man nicht nur die »syntaktischen«, sondern darüberhinaus die »semantischen« und »pragmatischen« Voraussetzungen nicht nur der Sprach-Verwendung, sondern bereits der Sprach-Kompetenz berücksichtigt. Das läuft, wie zu zeigen ist, auf eine Ergänzung oder Erweiterung des Chomskyschen Begriffs der Kompetenz im Sinne des Begriffs der »kommunikativen Kompetenz« hinaus. Es wiederholt sich hier – mutatis mutandis – in der Entwicklung der generativen Linguistik eine innere Aporetik, die dem Philosophiehistoriker bereits aus der Entwicklung des Carnapschen Ansatzes von der »logischen Syntax« über die »logische Semantik« zum Postulat einer »konstruktiven Pragmatik« und andererseits aus der Entwicklung der sprachanalytischen Philosophie insgesamt über die logische Sprachkonstruktion hinaus zur pragmatisch orientierten »Ordinary Language Philosophy« bekannt ist<sup>64</sup>. Die bislang projektierte semantische Integration der generativen Transformationsgrammatik scheint, entgegen der Meinung von Katz<sup>65</sup>, noch nicht die sprachtheoretische Synthese der vorausgegangenen sprachphilosophischen Ansätze des Jahrhunderts liefern zu können, sondern selbst noch einer pragmatisch orientierten Ergänzung zu bedürfen. So legt es z. B. die Berücksichtigung der Traditionsvermittlung als sprachlicher Sinnvermittlung nahe, in der Semantik nicht nur eine

<sup>64</sup> Vgl. Tugendhat 1960; Apel 1959 und 1970.

<sup>65</sup> Vgl. Katz 1966 (69).

universale Komponente zu unterstellen, sondern auch einen durch die Pragmatik der Kommunikation bedingten Aspekt, in dem sich gewissermaßen die geschichtliche Welterfahrung der Völker niederschlägt.

(Sehr wahrscheinlich läuft diese Forderung auf eine wechselseitige Ergänzung bzw. Korrektur der, in der Chomsky-Schule bislang monopolisierten, »syntagmatischen« (auf Merkmalskombination beruhenden) Semantik und der eigentlich strukturalistischen, auf »paradigmatischer« Opposition beruhenden, Semantik (z. B. der Feldtheorie<sup>66</sup>) hinaus. Im Zusammenhang einer paradigmatisch orientierten Semantik wäre jene Seite der von W. v. Humboldt sog. »inneren Sprachform« zu berücksichtigen, die nicht auf die universale Fähigkeit der Menschen zur Konstruktion spezifischer Grammatiken und zur grammatikspezifischen Erzeugung des »jedesmaligen Sprechens« zurückgeht, sondern auf die dabei vorausgesetzten geschichtlich ausgeprägten »strukturellen Funktionen«<sup>67</sup>, mittels derer die einzelnen Sprachen sowohl grammatisch wie lexikalisch spezifische Bedeutungsinhalte und insofern die Voraussetzung für spezifische kollektive »Weltansichten« herausgearbeitet haben<sup>68</sup>. Der Begriff des Sprachsystems würde auf diese Weise den von F. de Saussure intendierten gesellschaftlichen Aspekt zurückgewinnen, den er in Chomskys psychologischer Reduktion des Begriffs der Sprachkompetenz verloren hat. Freilich dürfte dabei die von Chomsky angebahnte Verknüpfung der Linguistik mit einer Theorie der menschlichen Sprachfähigkeit und mit der von ihm postulierten Theorie der Sprach-Verwendung nicht aufgegeben werden: Die Sprache läßt sich als »Energeia« ganz gewiß nicht auf ein Repertoire von Wörtern und Phrasen zurückführen. Anders gesagt: Die Sinn-Intentionalität, die sich in der Sprache semantisch objektiviert, kann nicht – wie kürzlich in einer Chomsky-Kritik postuliert wurde<sup>69</sup> – vom Primat der Wörter her verstanden werden.)

Um die Notwendigkeit der pragmatischen Ergänzung oder auch Korrektur des Chomskyschen Ansatzes wenigstens im Prinzip deut-

<sup>66</sup> Chomsky postuliert selbst eine Ergänzung in dieser Richtung: »... further structure being necessary in the lexicon to account for field properties« (1965, p. 164). Vgl. auch Bar-Hillel 1970, p. 186 f.; ebda. 158 deutet Bar-Hillel einen sehr interessanten Vergleich zwischen der Theorie-Abhängigkeit theoretischer Begriffe und der eventuellen funktionalen Bezogenheit semantischer Einheiten auf sprachliche Weltansichten an.

<sup>67</sup> Vgl. Coseriu 1970.

<sup>68</sup> Vgl. hierzu die Arbeiten von L. Weisgerber.

<sup>69</sup> Vgl. Gauger 1969.

lich zu machen, beginne ich mit einer fiktiven Interpretation des Chomskyschen Kompetenzbegriffs, die von der bisher von mir unterstellten in einem wesentlichen Punkt abweicht, aber zweifellos gut zu den cartesischen Voraussetzungen Chomskys paßt. Sie wurde von J. Habermas als »monologisches Modell der Übertragung von Informationen« expliziert<sup>70</sup> und würde in der Tat die Sprachtheorie Chomskys auf eine (naturwissenschaftliche) Theorie im Sinne des kritischen Rationalismus zurückzuführen; sie würde aber m. E. zugleich die Chomskysche Konzeption der Kompetenz nicht nur als ergänzungsbedürftig, sondern geradezu als inadäquat erweisen.

Habermas geht davon aus, daß die Sprachkompetenz im Sinne Chomskys ein »monologisches Vermögen«, d. h. – um mit Wittgenstein zu reden – ein Vermögen privater Regelanwendung, bezeichnet<sup>71</sup>. Die Sprachkompetenz wäre also nicht durch die Internalisierung der öffentlichen Normen der Sprachverwendung im Sozialisierungsprozeß mitkonstituiert, sondern durch den Sozialisierungsprozeß lediglich stimuliert. Als Vermögen der Regel-Anwendung würde sie allein auf dem instinktanalogen internen Apparat beruhen, den Chomsky in seiner Theorie des Spracherwerbs hypothetisch unterstellt<sup>72</sup>. Für diese

<sup>70</sup> Vgl. Habermas 1970 a.

<sup>71</sup> In dem Begriff »monologisch«, wie ihn Habermas als Gegenbegriff zu »dialogisch« oder »kommunikativ« verwendet, steckt allerdings m. E. eine Zweideutigkeit: In dem von mir im folgenden unterstellten Sinn bedeutet »monologische« Regelanwendung etwas, das es nach Wittgenstein gar nicht geben kann, das aber in der philosophischen Tradition – zusammen mit dem Vorurteil des methodischen Solipsismus – durchweg unterstellt wurde: daß »einer allein« einer Regel folgen könne, z. B. logischen, mathematischen oder grammatischen Regeln. Vieles spricht dafür, daß der Cartesianer Chomsky dieses Vorurteil zumindest nicht überwunden hat. Dagegen scheint mir z. B. die dialogische Begründung der Logik durch P. Lorenzen nur unter der Voraussetzung in ihrer Pointe verständlich, daß Regel-Anwendung prinzipiell Sprachspielkontrolle voraussetzt; eine monologische Logik wäre insofern nur eine Sache der abstrakten Kalküle und der Automaten, d. h. der Objektivationen und Simulationen menschlicher Operationen im Dienste »indirekter« Klärung dialogisch-pragmatischer Argumentationen. Manchmal scheint mir J. Habermas den Begriff »monologisch« in dem soeben angedeuteten Sinn, u. d. h. radikal-kritisch, zu verwenden; häufiger jedoch unterstellt er monologische Vermögen und sogar monologische Regelanwendung als etwas, das es durchaus gibt und das sich von dialogisch-kommunikativer Regelanwendung unterscheidet, z. B. die Anwendung logischer und grammatischer Regeln als Techniken im Gegensatz zur Anwendung solcher Regeln, die kommunikative Kompetenz unmittelbar zum Ausdruck bringen, z. B. zur Übernahme von Rollen in der Sprachsituation. M. E. geht es hier um zwei verschiedene Probleme, die noch zueinander ins rechte Verhältnis zu setzen sind.

<sup>72</sup> Chomskys jüngste Äußerungen über sein Modell der Spracherlernung erlauben keine definitive Antwort auf die hier aufgeworfene Frage, wenn auch eine Auflockerung des Instinktapriorismus sich abzeichnet. So heißt es in Chomsky 1969, p. 83: »In the

Interpretation der Intentionen Chomskys spricht nicht nur, wie schon angedeutet, die Übereinstimmung mit der cartesischen Tradition des methodischen Solipsismus, es spricht weiterhin dafür, daß Chomsky die pragmatischen Voraussetzungen der Rede nur als psychologische Restriktionen der Kompetenz im Sinne außersprachlicher Randbedingungen (wie Gedächtnisbegrenzung, Aufmerksamkeit, emotionale Motivation und dergl.) zu begreifen scheint<sup>73</sup>. Ferner spricht dafür, daß Chomsky, wie auch J. Katz, eine apriorische Bedeutungsstruktur als anthropologisches Repertoire analog zur universalen Lautstruktur unterstellt, aufgrund derer gewissermaßen jeder einsame Sprecher, prinzipiell unabhängig von der Kommunikation, alle möglichen semantischen Gehalte vermöge einer ebenfalls angebotenen »ars combinatoria« (Leibniz) aufbauen kann<sup>74</sup>. Zum Modell einer explanativen Theorie im Sinne des »Logischen Empirismus« oder auch des »kritischen Rationalismus« paßt das monologische Modell der Sprachkompetenz insofern, als die pragmatische Dimension der kommunikativen Sprachverwendung nicht als transzendentalthermeneutische Bedingung der Möglichkeit der Sprachkompetenz, sondern lediglich als empirische »Randbedingung« einer »Erklärung« der Einschränkungen der idealen Sprachkompetenz fungieren würde. M. a. W.: Die Ebene der intersubjektiven Verständigung über den Sprachgebrauch (die beim Menschen m. E. nicht nur als Resultat, sondern immer zugleich als transzendente Bedingung sowohl der Kommunikation wie schon der Erlernung der Kommunikation wie endlich der wissenschaftlichen Erforschung der Kommunikation gelten kann) würde zum Verschwinden gebracht zugunsten der totalen Objektivierung der sprachlichen und der außersprachlichen Bedingungen der Kommunikation<sup>75</sup>.

case of language-aquisition, furthermore, it must be emphasized that the model I am suggesting can at best only be regarded as a first approximation to a theory of learning, since it is an instantaneous model and does not try to capture the interplay between tentative hypotheses that the child may construct, new data interpreted in terms of these hypotheses based on these interpretations, and so on until some relatively fixed system of competence is established.«

<sup>73</sup> Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 13 u. ö.

<sup>74</sup> Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 29 (247), S. 202, 1969, S. 54; vgl. aber ebda. S. 55, wo im Gegensatz zu der älteren Hypothese, daß die Oberflächenstruktur zur semantischen Interpretation nichts beitragen kann, eine solche Möglichkeit als Konsequenz der Untersuchungen über »referential opacity« ins Auge gefaßt wird.

<sup>75</sup> Für die beiden szientistischen (auf das Konzept objektivistischer Einheitswissenschaft festgelegten) Typen moderner Wissenschaftstheorie ist die totale Objektivierung durch Deskription und Explanatation, d. h. die Nichtberücksichtigung transzendentaler

Der Preis, der für eine solche (szientistisch-rationalistische) Vereinfachung und wissenschaftstheoretische Vereindeutigung zu zahlen ist, liegt allerdings darin, daß die Sprachtheorie insgesamt auf das Niveau des »Logischen Atomismus« des frühen Wittgenstein bzw. B. Russells zurückfällt. Statt, wie J. Katz verspricht, eine Synthese der Errenschaften der konstruktiven Semantik und der vom späten Wittgenstein ausgehenden Sprachphilosophie zu ermöglichen, würde sie prinzipiell die philosophischen Paradoxien des »Tractatus logico-philosophicus« reproduzieren. – Inwiefern?

Wie Habermas hervorhebt<sup>76</sup>, müßte eine Theorie, welche die Sprachkompetenz als »monologisches Vermögen« in dem angedeuteten Sinn auffaßt, konsequenterweise auch die Kommunikation selbst monologisch denken, da ja die Sprachkompetenz der einzelnen Kommunikationsteilnehmer alle sprachlichen Bedingungen der Kommunikation a priori in sich enthalten soll. Die »Intersubjektivität der Geltung identischer Bedeutungen« müßte im Sinne eines technischen Modells der Nachrichtenübertragung darauf zurückgeführt werden, »daß Sender und Empfänger, jeder als eine Entität für sich, vorgängig mit demselben Programm ausgestattet sind«<sup>77</sup>. Der Vorgang der Kommunikation selbst wäre nicht als Apriori der Verständigung eine notwendige Voraussetzung für die Bedeutungskonstitution: er wäre lediglich ein phonetischer Prozeß der Informationsübertragung zwischen einem Sender und einem Empfänger, die ihre privaten Gedanken mit Hilfe ihrer privaten Sprachkompetenz im Sinne des a priori gemeinsamen Sprachsystems »enkodieren« bzw. »dekodieren« würden. Genauso mußte man sich in der Tat die menschliche Kommunikation auf der Grundlage des »Tractatus logico-philosophicus« denken, demzufolge ja der »Realismus« mit dem »Solipsismus« zusammenfallen sollte, da jeder Sprachteilnehmer a priori, d. h. aufgrund der logischen Form

Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit der szientistischen Objektivierung – und darüberhinaus der intersubjektiven Kommunikation – natürlich eine Selbstverständlichkeit. Im Hinblick auf das Folgende läßt sich allerdings fragen, ob unter den szientistischen Voraussetzungen die in der pragmatischen Dimension außer der grammatischen Kompetenz schon vorausgesetzte »kommunikative Kompetenz« überhaupt entdeckt, geschweige denn als Vermögen »dialogkonstituierender Universalien« (Habermas) expliziert werden kann. Es könnte ja sein, daß für eine szientistische Blick-einstellung die »kommunikative Kompetenz« genauso als Phänomen verschwindet wie für eine behavioristische Einstellung das von Chomsky (wieder-) entdeckte Phänomen der »grammatischen Kompetenz«.

<sup>76</sup> Habermas 1970 a, S. 63.

<sup>77</sup> Ebda. S. 63/64.



der Sprache, mit derselben Welt konfrontiert sei<sup>78</sup>. Moritz Schlick hat daraus in seinem Aufsatz »Form and Content« die kommunikationstheoretischen Konsequenzen gezogen. Ihnen zufolge sollte die Interpretation eines Sprachsystems durch Sender bzw. Empfänger von Nachrichten strikt privat sein und an der vorausgesetzten formalen Struktur der Sprache nichts ändern<sup>79</sup>. – Worin aber liegt die Paradoxie dieses Konzepts?

Sie liegt zunächst einmal darin, daß – unter den skizzierten Voraussetzungen – eine Metakommunikation, eine Kommunikation über den Sprach-Gebrauch oder gar über die Struktur der Sprache, weder notwendig noch möglich ist. Der junge Wittgenstein hat daher – konsequent, wie er war – die von ihm mit den Lesern des »Tractatus« geführte sprachreflexive Metakommunikation zum Schluß als »unsinnig« abqualifiziert. Nun scheint mir aber die hier konsequent geleugnete Möglichkeit und Notwendigkeit der Metakommunikation, d. h. der Verständigung über den Sprachgebrauch, die *differentia specifica* des menschlichen Sprachgebrauchs, verglichen mit den sog. »Tier-sprachen« einerseits, den formalisierten Programmierungssprachen der Informationstheorie andererseits, zu bezeichnen. Im Falle der Programmierungssprachen wissen wir, daß sie eine transzendente Pragmatik in Gestalt menschlicher Übereinkünfte voraussetzen; im Falle der »Tier-Sprachen« ist es sinnvoll, so etwas wie eine Programmierung der einzelnen Kommunikationsteilnehmer im Sinne eines angeborenen »Signal-Codes« zu unterstellen. In beiden Fällen ist es weder notwendig noch sinnvoll, so etwas wie ein »metasprachliches« und »metakommunikatives Begleitbewußtsein«<sup>80</sup>, u. d. h. im Grunde ein Verständnis der Kommunikation als symbolvermittelter Interaktion zwischen Partnern zu unterstellen. Insofern haben wir es hier mit »monologischen« Modellen der Kommunikation im Sinne von Habermas zu tun. Sie können in der Tat aufgrund von Gesetzes-hypothesen und Randbedingungen (d. h. aufgrund der vorausgesetzten Signal-Programme und der besonderen Speicherungs- und Übertragungsbedingungen in bzw. zwischen Sendern und Empfängern der Signale) »erklärt« werden.

Die entscheidende Frage ist nun die: Müssen wir die Sprachtheorie Chomskys im Sinne dieses Modells interpretieren? (Ist die Sprach-

<sup>78</sup> Wittgenstein 1921 (22), Sätze 5.64 f. u. 5.62 ff. Dazu Apel 1972 b.

<sup>79</sup> Moritz Schlick 1938, S. 151–250; vgl. Apel 1960, S. 215 ff.

<sup>80</sup> Vgl. hierzu Heger 1971.

erlernung durch das Kind als eine durch die Umgebung lediglich stimulierte Grammatikkonstruktion aufgrund eines angeborenen Regelapparats und Merkmalrepertoires aufzufassen? Ist demnach die sprachliche Kommunikation zwischen dem idealen Sprecher und dem idealen Hörer als private Enkodierung bzw. Dekodierung aufgrund eines a priori gemeinsamen Regelrepertoires zu begreifen? Wäre demnach der Kommunikationsprozeß nach Chomsky selbst nur ein Vorgang der Informationsübertragung, der mit der Konstituierung der Sprachsysteme – insbesondere mit der Konstitution der semantischen Komponente – nicht zu tun hat?) – J. Habermas scheint dieses »monologische« Modell für Chomskys Theorie zu unterstellen und aus diesem Grund den Chomskyschen Begriff der Sprachkompetenz durch den der »kommunikativen Kompetenz« ergänzen zu wollen<sup>81</sup>. Mir scheint jedoch, daß in diesem Falle eine solche Ergänzung gerade nicht möglich wäre. Denn eine – im Sinne privater Regelbefolgung – als »monologisch« konzipierte »grammatische Kompetenz« und eine »kommunikative Kompetenz«, die nicht durch eine sprachspezifische »grammatische Kompetenz« vermittelt wäre, würden nicht zueinander passen. Anders gesagt: Auch schon die grammatische Kompetenz der Bildung richtiger »Sätze« muß als öffentlich kontrollierbare Regelanwendungskompetenz gedacht werden können, soll die kommunikative Kompetenz sich in »sprachlichen Äußerungen« realisieren können. In der Tat scheint es mir auch von Chomsky aus gesehen nicht notwendig (wenn schon naheliegend), die Sprachkompetenz als ein »monologisches« Vermögen in dem angedeuteten Sinn aufzufassen; denn, was zur Ausstattung der einzelnen Organismen im Sinne Chomskys gehört, ist ja nicht schon die Kompetenz der Anwendung der grammatischen Regeln, sondern lediglich die angeborene Disposition zur Erwerbung der Kompetenz unter den (Sprachspiel-) Bedingungen des Sozialisierungsprozesses. Versuchen wir dies etwas deutlicher zu machen.

Ich habe mich im Vorausgehenden im wesentlichen aufgrund der Einsicht des späten Wittgenstein, daß im Prinzip nicht »einer allein« einer Regel folgen kann, gegen die Vorstellung der Sprachkompetenz als eines »monologischen« Vermögens der Regelanwendung gewandt. Ich habe statt dessen postuliert, daß das zur menschlichen Sprachkompetenz gehörige intuitive Normbewußtsein nicht aus der von Chomsky vermuteten angeborenen Prädisposition des Einzelnen, sondern nur

<sup>81</sup> Vgl. Habermas 1970 b.

aufgrund der Internalisierung der öffentlichen Sprachnormen im Sozialisierungsprozeß verstanden werden kann. M. a. W.: Mag immer die Erwerbung der Sprachkompetenz nur mit Hilfe der Hypothese über einen angeborenen Instinktmechanismus »erklärt« werden können, so kann doch die Sprachkompetenz selber ihrem Sinn nach nur unter der Voraussetzung »verstanden« werden, daß mit der grammatischen Kompetenz (im Sinne Chomskys) zugleich eine kommunikative Kompetenz erworben wurde. Genauer gesagt: es muß eine sprachlich geprägte kommunikative Kompetenz erworben werden. Denn einerseits gilt: Ohne pragmatisch-kommunikative Kompetenz keine grammatische (syntaktisch-semantische) Kompetenz; andererseits gilt aber auch: Ohne grammatische Kompetenz im Sinne Chomskys keine pragmatisch-kommunikative Kompetenz im Sinne des Sprach-Verhaltens. Das kommunikative Verhalten des Kleinkindes, in dem bereits wesentliche Grundlagen für das soziale Rollenverhalten angelegt sind, beginnt ja offensichtlich in einer Phase, in der die angeborene Sprach-Disposition noch nicht reif ist und daher das kommunikative Verhalten noch nicht im Sinne der Muttersprache »geprägt« werden kann. Genau diese einzelsprachliche »Prägung« des kommunikativen Verhaltens muß jedoch offenbar erfolgen, soll mit der kommunikativen Kompetenz zugleich die grammatische Kompetenz im Sinne Chomskys erworben werden. Ohne die grammatische Kompetenz, die im Prinzip auch eine mögliche einzelsprachliche Grammatikalisierung gesprächskonstitutiver »Sprechakte« ermöglichen muß, ist aber die kommunikative Kompetenz keine solche im Sinne der Sprache, u. d. h. des Menschen.

Durch diese Überlegungen zur wechselseitigen Voraussetzung der grammatischen und der kommunikativen Kompetenz soll indessen die Notwendigkeit einer Ergänzung des Chomskyschen Begriffs der Sprachkompetenz durch den einer »kommunikativen Kompetenz« nicht bestritten werden. Zunächst ging es darum, die Bedingungen der Möglichkeit einer solchen Ergänzung zu verdeutlichen. Worauf die postulierte Ergänzung selbst abzielt, läßt sich mit Hilfe der systematischeren Erforschung der Sprachpragmatik sehr viel genauer und konkreter zeigen. Hier sind auf philosophischer Seite vor allem die Arbeiten von J. L. Austin<sup>82</sup> und J. R. Searle<sup>83</sup> zu nennen. Searle hat in seiner Darstellung

<sup>82</sup> Vgl. Austin 1961 und 1962.

<sup>83</sup> Vgl. Searle 1969.

der »Sprechakte« (»Speech Acts«) nicht nur den Unterschied von »Sätzen« im Sinne eines »Sprachsystems« und »Äußerungen« neu begründet, indem er die letzteren mit Austin vom performativen Sprachgebrauch her als »Sprech-Akte« verständlich macht; er hat andererseits auch gezeigt, daß die Unterscheidung zwischen »Sätzen« und »Sprechakten« bzw. »Äußerungen« nicht einfach darauf hinauslaufen darf, die letzteren der Psychologie zu überlassen. Jedem »Sprechakt« nämlich, der nicht nur implizit durch den pragmatischen Kontext der Äußerung, sondern auch explizit durch performativen Sprachgebrauch konstituiert wird, muß ein möglicher Satz eines Sprachsystems entsprechen; und es liegt in der Idee der »Äußerung« als eines »Sprechakts«, daß sie durch performative Ausdrücke (wie z. B. »ich verspreche hiermit«, »ich bitte hiermit«, »ich behaupte hiermit« usw.) sich selbst sprachlich explizieren und in einer Gesprächssituation (die sie selbst mitbegründet) situieren kann. Kurz: Die »Sprechakte« stellen nicht nur ein Thema für das Studium der »parole« im Sinne de Saussures, sondern auch ein Thema für das Studium der »langue« dar<sup>84</sup>.

In der anglo-amerikanischen Linguistik hat die trotz Katz anhaltende Inspiration durch die »Ordinary Language Philosophy« offenbar dazu geführt, daß in letzter Zeit nicht nur semantische, sondern sogar pragmatische Voraussetzungen in die »Tiefenstruktur« der Transformationsgrammatik inkorporiert wurden<sup>85</sup>. Ein entscheidender Durchbruch in Richtung auf eine systematische Pragmatik der Sprache scheint mir indessen in D. Wunderlichs Arbeiten vorzuliegen<sup>86</sup>, deren philosophische Tragweite vor allem durch J. Habermas erkannt und entfaltet worden ist<sup>87</sup>. Wunderlich knüpft einerseits an jene Rebellen innerhalb der Chomsky-Schule, wie J. D. McCawley<sup>88</sup> und J. R. Ross<sup>89</sup>, an, die außer semantischen sogar pragmatische Voraussetzungen der Sprachkompetenz in die »Tiefenstruktur« der Transformationsgrammatik inkorporiert haben; im Unterschied zu ihnen möchte er jedoch nicht die syntaktisch-semantische Theoriebildung als solche ergänzen, sondern die pragmatischen Voraussetzungen der Sprachkompetenz als Ausdruck einer »Metakompetenz« in der Ebene einer pragmatischen Metasprache thematisieren. Habermas kritisiert von Searle her diese Kon-

<sup>84</sup> Vgl. Searle 1969, p. 17 f.; dazu Habermas 1971, S. 103 f.

<sup>85</sup> Vgl. Wunderlich 1968 a.

<sup>86</sup> Vgl. Wunderlich 1968 und 1970.

<sup>87</sup> Vgl. Habermas 1970 b und 1971.

<sup>88</sup> McCawley 1968.

<sup>89</sup> Ross 1968.

zeption insofern mit Recht, als die Pragmatik nicht von der Voraussetzung ausgehen darf, die allgemeinen Strukturen der Sprechsituation seien »unabhängig von der Rede wie empirische Gegenstände gegeben«<sup>90</sup>. In der Tat bringen die Menschen mit Hilfe von Äußerungen als Sprechakten »die Bedingungen möglicher Kommunikation« und damit die Sprechsituation als Ebene der Intersubjektivität erst hervor. Wenn sie gleichwohl in dieser Hervorbringung zugleich eine metakommunikative Kompetenz bezeugen, so liegt darin allerdings die Bedingung der Möglichkeit der Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Aber diese sollte gerade als systematische Pragmatik sich nicht als empirische Objektivation des Sprachverhaltens (im Sinne der empirisch-analytischen Psychologie) mißverstehen, sondern eher als reflexive Explikation der idealen Sprechsituation als der Ebene der Intersubjektivität, in der alle verstehenden Wissenschaften ihre Basis haben<sup>91</sup>.

Nun geht es Wunderlich in der Tat nicht um Psycholinguistik im üblichen Sinn, sondern um eine Theorie der »idealisierten Sprechsituation«: Seine Pointe im Hinblick auf die notwendige Ergänzung oder Korrektur des Chomskyschen Ansatzes liegt offenbar darin, daß es sich in der von ihm projektierten pragmatischen Theorie »nicht um eine Theorie der sprachlichen Performanz handelt«, wie sie von Chomsky ebenso wie von allen syntaktisch oder syntaktisch-semantisch orientierten Logikern und Sprachtheoretikern immer schon als psychologische Ergänzung gefordert worden war: »Aktuelle Äußerungen, die aus Gründen der Psychologie, aus Gründen der Endlichkeit des Gedächtnisses, usf. von grammatischen Äußerungen beliebig abweichen können, auch Mißverständnisse, die durch unbeabsichtigte Mehrdeutungen oder fehlerhafte Rekombination von Bedeutungen zustandekommen, interessieren an dieser Stelle nicht.«<sup>92</sup> Das positive Verhältnis der postulierten »Pragmatik« zum Ansatz Chomskys definiert Wunderlich folgendermaßen: »An die Stelle von Sätzen (bestenfalls Texten) idealisierter Sprecher in der bisherigen syntaktisch-semantischen Theorie treten Äußerungen von Sprechern in idealisierten Sprechsituationen.« »Damit« – so folgert Wunderlich – »bekommt auch der Begriff der sprachlichen Kompetenz einen erweiterten Sinn: er bedeutet das Vermögen von

<sup>90</sup> Habermas 1971, S. 109 f.

<sup>91</sup> Vgl. Habermas 1971, S. 110; Apel 1970 a und 1972 b.

<sup>92</sup> Wunderlich 1968 b, S. 20.

Sprechern oder Hörern, sich in (idealisiert gedachten) Sprechsituationen verständlich zu artikulieren bzw. das Artikulierte zu verstehen».<sup>93</sup>

Als sprachwissenschaftliche Argumente dafür, »daß eine Theorie der sprachlichen Kompetenz notwendig eine Pragmatik der Sprechsituation einschließen muß«, zählt Wunderlich verschiedene Typen sprachlicher Phänomene auf: Dabei bedient er sich der bereits von Wittgenstein und der »Ordinary Language Philosophy« befolgten, in der Chomsky-Schule dann systematisierten Methode, grammatisch abweichende Sätze aufzuspüren und nach den Gründen dieser Abweichung in einer sprachlichen »Tiefenstruktur« zu fragen. Hierbei zeigt sich nun, daß die Gründe für das Abweichen im Falle der von Wunderlich zusammengestellten Phänomentypen nicht in einer syntaktisch-semantischen Tiefenstruktur im Sinne Chomskys, sondern eher in einer pragmatischen Tiefenstruktur der Sprechsituation gefunden werden müssen:

Dies gilt z. B. für »deiktische Äußerungen«<sup>94</sup> (Grammatisch abweichende Sätze wie *Ich habe offensichtlich/augenscheinlich Hunger, ich befürchte, daß es hier (jetzt) regnet, ich vermute, daß ich eben jetzt Abendbrot esse* bleiben unverstanden, solange die deiktischen Ausdrücke *ich, hier (eben) jetzt* nur im Sinne einer Chomsky-Grammatik als »Noun Phrase« bzw. als »Adverbiale« aufgefaßt werden. Das *ich* muß als selbstreflexive Indikation eines Sprechers in einer Sprechsituation, das *hier* und *jetzt* als situationsabhängige Orts- bzw. Zeit-Indikation interpretiert werden, um zu verstehen, daß die Struktur der angeführten Sätze irregulär ist<sup>95</sup>. M. a. W.: die »Grammatikalität« bzw.

<sup>93</sup> Wunderlich 1968 b, S. 19 f.

<sup>94</sup> Diese waren schon von Ch. S. Peirce her als »indexical expressions« bzw. als »tokenbound sentences« für ihre pragmatische Situationsbezogenheit bekannt. Vgl. hierzu Apel 1970 b Sachregister. Vgl. ferner Bar-Hillel 1954.

<sup>95</sup> Es läßt sich freilich ein ironischer Sinnzusammenhang denken, in dem die angeführten Sätze empirisch-pragmatisch akzeptabel wären; dabei wäre aber das selbst schon systematisch-pragmatische Verständnis ihrer Ungrammatikalität gerade vorausgesetzt. Schwieriger wird die Situation, wenn die problematische Verwendung deiktischer Ausdrücke nicht als ironischer sondern als philosophisch notwendiger Sprachgebrauch angesehen wird, wie z. B. in dem Satz *Ich allein weiß, daß ich (jetzt) Schmerzen habe*. Der späte Wittgenstein (1958) hat bekanntlich große Mühe darauf verwandt, derartige Sätze unter Hinweis auf die Tiefenstruktur der Alltagssprache als unsinnig, genauer als symptomatisch für die Entstehung philosophischer Probleme aus dem Mißbrauch der Sprache, zu entlarven: Nach Wittgenstein wäre gerade der Satz *Du weißt, daß ich (jetzt) Schmerzen habe* tiefen-pragmatisch gerechtfertigt, da das Sprachspiel mit dem Wort *wissen* analog dem Sprachspiel mit dem Wort *vermuten* verstanden werden muß. Eine systematische Tiefen-Pragmatik würde Wittgensteins sprachphilosophischen Tiefblick wohl bestätigen; freilich wäre damit noch nicht

»Nichtgrammatikalität« von »Sätzen« erweist sich hier als a priori abhängig von den »pragmatischen Universalien«, welche die menschliche Sprechsituation überhaupt strukturieren.)

Andere Beispiele Wunderlichs betreffen »Vokativ«, »Honorativ«, »Imperativ« (abweichend wäre z. B. der Satz *Liebe deinen Nächsten wie ihn/mich selbst!*), »Frage, »direkte« und »indirekte« Rede (abweichend wäre z. B. die Transformation des Satzes *Thomas berichtete umständlich, daß er an einem neuen Roman schreibe* in die direkte Rede).

J. Habermas hat den sprachtheoretischen Ansatz Wunderlichs aufgenommen und ihn im Lichte der Sprechakt-Theorie Searles zu einer »universalen Pragmatik« oder Theorie der »kommunikativen Kompetenz« systematisiert und radikalisiert<sup>96</sup>. (Den Terminus »kommunikative Kompetenz«, der in der sozio- und psycholinguistischen Literatur bereits eingeführt war<sup>97</sup>, möchte Habermas – hier durchaus der Suggestion Wunderlichs folgend – nicht im Sinne eines empirisch-theoretischen Begriffs für die Beherrschung bestimmter sprachlicher Codes, sondern im Sinne eines universalpragmatischen Grundbegriffs für die Beherrschung »dialogkonstituierender Universalien« verwenden.) Im Lichte dieser Radikalisierung, die – wie mir scheint – in vieler Hinsicht meinem Konzept einer »transzendentalen Pragmatik« im Rahmen einer semiotischen Transformation der Transzendentalphilosophie<sup>98</sup> entspricht, möchte ich nun auf die eingangs aufgeworfene Frage nach dem wissenschaftstheoretischen Ort der Sprachtheorie Chomskys zurückkommen.

Ich bin bereits bei der Darstellung der Theorie Chomskys davon ausgegangen, daß die Schwierigkeit der wissenschaftstheoretischen Einord-

die für Wittgenstein und die »Ordinary Language Philosophy« entscheidende Frage beantwortet: ob der Sprachgebrauch der Philosophen in dem angeführten Fall einfach unsinnig ist oder als »rulechanging creativity« – ähnlich wie die wohldurchschauten Metaphern – Einsichten eröffnet, die sich ohne die abweichende Regelanwendung nicht gewinnen lassen. An dieser Stelle scheint sich mir ein Ausblick auf das zur Zeit noch kaum verstandene Problem des Unterschiedes und des Zusammenhangs von systematischer »Pragmatik« und »Hermeneutik« zu ergeben. Philosophische »Sinnkritik« (z. B. im Zeichen des Sinnlosigkeitsverdachts gegen alle Metaphysik) ist bisher im Namen der »logischen Syntax« bzw. der »logischen Semantik« (Wittgenstein I, Carnap) und im Namen der »Tiefen-Pragmatik« (Peirce, Wittgenstein II) versucht worden. Es dürfte sich aber herausstellen, daß sie in der Ebene der »Hermeneutik« anzusetzen ist, in der auch systematisch abweichender Sprachgebrauch noch nicht ohne weiteres ein Kriterium der Sinnlosigkeit darstellt. Vgl. hierzu vorläufig Apel 1968 a.

<sup>96</sup> Vgl. J. Habermas 1970 b und 1971.

<sup>97</sup> Vgl. z. B. Hymes 1967 und 1970; ferner Lyons (ed.) 1970, S. 28; ferner Oksaar 1971.

<sup>98</sup> Vgl. Apel 1970, 1972 a und 1972 b.

nung der generativen Sprachtheorie auf dem Umstand beruht, daß hier einerseits eine empirisch-analytische Erklärung der Sprachkompetenz und ihres Erwerbs aus unveränderlichen Bedingungen der menschlichen Natur, andererseits aber eine Rekonstruktion der Sprachkompetenz als eines prinzipiell selbstreflexiven Vermögens der Regel- bzw. Normbefolgung oder Nichtbefolgung (»rulegoverned creativity« und »rulechanging creativity«) versucht wird. Der zuletzt eingeschlagene Umweg über die pragmatische Erweiterung des Begriffs der Sprachkompetenz war m. E. geeignet, den zweiten – quasi-hermeneutischen – Aspekt der generativen Sprachwissenschaft in ein helleres Licht zu rücken. Es zeigte sich, daß die »grammatische Kompetenz« von der »kommunikativen Kompetenz«, u. d. h. von dem Vermögen der intersubjektiven Verständigung, die zugleich Selbstverständigung ermöglicht, allenfalls unterschieden, nicht aber getrennt werden kann, da sich beide Vermögen wechselseitig voraussetzen. Auch die »grammatische Kompetenz« muß also bereits an jenem metasprachlichen Bewußtsein partizipieren, das nur auf der Ebene des Dialogs sich konstituieren kann. Dementsprechend kann die Spracherlernung nicht nur als stimulierter Konstruktionsprozeß aufgefaßt werden, sondern muß zugleich als ein intersubjektiver Verständigungsprozeß begriffen werden, dessen Resultat die Beherrschung der dialogkonstituierenden Universalien ist. (Vorbedingungen dieses Verständigungsprozesses dürften sowohl angeborene Regeldispositionen im Sinne Chomskys wie andererseits die vorsprachliche Kommunikations- und Interaktionsfähigkeit des Kindes sein, die sich als extraverbale, aber sprachbezogene<sup>99</sup> Kommunikationskompetenz des Erwachsenen erhält).

Durch diese Verschränkung der Konstitution der »grammatischen« mit der Konstitution der »kommunikativen Kompetenz« wird das Zugleich von »rulegoverned creativity« und »rulechanging creativity« im Sinne Chomskys überhaupt erst verständlich. Diese Kreativität der Regel-Anwendung oder Regel-Änderung ist allenfalls als unbewußte, quasi-organische Spontaneität Thema der generativen Grammatik als einer

<sup>99</sup> Ich würde gegen Wunderlich (1970, S. 30 f.) mit Habermas die Meinung vertreten, daß das Postulat einer unverzerrten und prinzipiell unbeschränkten Versprachlichung der extraverbalen Kommunikationskompetenz transzendente Voraussetzung jeder Ideologiekritik qua Aufhebung von Entfremdung ist und insofern nicht als bloße Extrapolation der bürgerlichen Lebensform verstanden werden kann. Die Forderung einer »Naturalisierung des Menschen«, die zugleich »Humanisierung der Natur« ist, steht dem nicht entgegen, sondern setzt zu ihrer Erfüllung immer erneut die Überwindung des bloß »Naturwüchsigen« voraus.



explanativen Theorie; als Vermögen im Sinne des metasprachlichen Norm-Bewußtseins ist sie gewissermaßen nur ein defizienter Modus jener metakommunikativen Kompetenz, die uns in den Stand setzt, Gesprächssituationen notfalls auch durch Überschreiten einer bestimmten einzelsprachlichen Kompetenz – sei es durch Übersetzung, sei es durch Ausnutzung oder Herstellung sprachlicher »Interferenz«<sup>100</sup> – herzustellen. Nun liegt aber in dieser zur kommunikativen Kompetenz zugehörigen metakommunikativen Kompetenz offensichtlich auch eine wesentliche Bedingung der Möglichkeit der Sprachwissenschaft. Diese kann sich der grammatischen Kompetenz der »native speaker« als einer »mental en Wirklichkeit« im Sinne Chomskys nur über die Vermittlung der kommunikativ-metakommunikativen Kompetenz sowohl des Subjekts wie des Objekts der Wissenschaft vergewissern<sup>101</sup>. Insofern

<sup>100</sup> Vgl. hierzu Oksaar 1971.

<sup>101</sup> Klaus Heger (1971 b, S. 9 ff.) hat im Anschluß an N. Ruwet (1967, pp. 18, 50-51 und 390-91) einen Vergleich zwischen Saussures Disjunktion von *langue* und *parole* und Chomskys Disjunktion von *competence* und *performance* angestellt. Dabei wendet er sich, wenn ich recht verstehe, mit Ruwet gegen eine – von diesem Saussure zugeschriebene – Auffassung, welche den in Chomskys »competence«-Begriff enthaltenen »aspect créateur« in die *parole* verlegt und die *langue* statistisch-taxonomisch versteht; gleichwohl sieht er den entscheidenden Vorzug des »langue«-Begriffs vor dem »competence«-Begriff in dem Umstand, daß der erstere ausschließlich auf die Objektsprache beschränkt ist, während der letztere die Forderung zu implizieren scheint, metasprachliche Aussagen (Urteile) des kompetenten Sprechers als Verifikations- bzw. Falsifikationsinstanzen für eine Beschreibung der Kompetenz zu berücksichtigen. Gegen diese Forderung, die von Ruwet ausdrücklich erhoben wird, beruft sich Heger auf E. Coseriu (1968 pp. 274 f.) der gegen die *generative Grammar* einwendet, daß der Grammatikalitätsbegriff »debe justificarse por la lengua misma, . . . y no por los juicios de los hablantes«.

Im Lichte unseres wissenschaftstheoretischen Bezugssystems scheint mir hier eine prinzipielle Schwierigkeit vorzuliegen: Einerseits soll nicht bestritten werden, daß es möglich und wünschenswert ist, zwischen Objektsprache und Metasprache zu unterscheiden und als Ziel-Objekt oder Thema der linguistischen Beschreibung die Objektsprache zu verstehen; insofern können metasprachliche Aussagen (die natürlich als sprachliche Äußerungen auch Manifestation der beschriebenen Objektsprache sein können) letztlich nicht maßgeblich für die Geltungs-»Rechtfertigung« der Beschreibung sein. Diese Unterscheidung kann m. E. auch vom »competence«-Begriff her zugestanden, ja sogar gefordert werden; denn die Kompetenz des »native speakers« besteht ja nicht in dem, was er über seine Sprache weiß, sondern in seiner Sprach-Beherrschung, die allenfalls als »implizites« Wissen über die Sprache charakterisiert werden kann (wenn man mit Chomsky davon ausgeht, daß der Rylesche Dualismus von »knowing how« und »knowing that« in diesem Fall prinzipiell überbrückt werden kann). – Auf der anderen Seite vermag ich jedoch nicht zu sehen, wie eine linguistische Beschreibung – sei es der Kompetenz, sei es der *langue* (wenn die letztere als »Dynamis« im Sinne der »rule-governed creativity« verstanden werden soll) – überhaupt empirisch überprüft werden soll, wenn keinerlei metasprachliche Äußerungen als – gewissermaßen kritisch zu würdigende – Verifikations- bzw. Falsifikationsinstanzen zugelassen werden.

ist auch die generative Sprachwissenschaft offenbar eine verstehende Sozial- bzw. Geisteswissenschaft, die statt der szientistischen Trennung von Subjekt und Objekt der Wissenschaft eine dialektische Identifizierung beider Seiten voraussetzt.

In diesem Fall würden ja nicht nur Akzeptierbarkeits-Bejahungen oder Verneinungen (zumal für ungewöhnliche und daher besonders bewährungsrelevante Satz-Generationen) auf Seiten der Nicht-Linguisten, sondern darüber hinaus auch alle entsprechenden – lautlosen! – Bejahungen oder Verneinungen durch das Sprachgefühl des Linguisten selbst ausgeschaltet. M. a. W.: Die Trennung von Objektsprache und Metasprache in dem Sinn, daß keinerlei Kommunikation zwischen beiden zugelassen wird, sondern nur Beschreibung der ersteren mit Hilfe der letzteren, wäre nur dann möglich, wenn die linguistisch zu beschreibenden Tatbestände nicht nur bei Anderen, sondern auch für den kompetenten Sprecher selbst wie physiologische Daten beobachtet bzw. erinnert werden könnten. So aber sind Sprach-Regeln als Verhaltens-Regeln – die von Anderen befolgten und die von uns selbst befolgten – für uns gerade nicht gegeben: sie erschließen sich nur einer Besinnung, in der sich der kompetente Sprecher mit sich selbst über die geltenden Regeln eines Sprach-Spiels zu verständigen und sein »knowing how« in ein »knowing that« umzusetzen versucht. Daraus folgt m. E., daß der Linguist, ob er nun auf fremde »Information« oder auf sog. »Introspektion« (ein denkbar unglücklicher Terminus, der »Selbstbeobachtung«, im Gegensatz zu »Fremdbeobachtung«, suggeriert) sich stützt, gar nicht umhin kann, zum »metasprachlichen Begleitbewußtsein« (Heger) des Subjekts der Sprachkompetenz im kommunikativen Kontakt zu treten und, über diesen vermittelt, die *langue* bzw. die Kompetenz selbst zum Gegenstand der Forschung zu machen. Er kann sehr wohl die wissenschaftliche Erkenntnis der *langue* selbst (bzw. der Kompetenz selbst) gegen oberflächliche metasprachliche Aussagen der kompetenten Sprecher im Sinne empirischer Kritik ausspielen, aber selbst diese Kritik ist prinzipiell auf mögliche metasprachliche Bestätigung durch die kompetenten Sprecher bezogen.

Daß die methodologische Anerkennung dieser Tatbestände auf Widerstand stößt, kann im Licht der wissenschaftstheoretischen Hintergründe nicht überraschen. Die Forderung einer strikten Trennung (nicht nur Unterscheidung!) von Objektsprache und Metasprache der Wissenschaft wurde in der »analytischen Wissenschaftstheorie« zuerst ganz selbstverständlich mit dem Programm einer behavioristischen Reduktion aller Sozialwissenschaften verknüpft. Wer – wie z. B. Chomsky – dieses Programm für gescheitert hält, kann und braucht auch nicht auf der strikten Trennung von Objekt-Sprache und Meta-Sprache zu insistieren: er muß es m. E. mit dem schwierigeren Problem einer Unterscheidung von Objekt-Sprache und Meta-Sprache im Rahmen und mit Hilfe der metasprachlichen Selbstreflexion des Menschen auf seine Regel-Kompetenzen aufnehmen. Dieses Problem scheint mir charakteristisch zu sein für das, was man die Subjekt-Objekt-Dialektik im methodologischen Gegenstandsbezug der Sozialwissenschaften nennen kann (und m. E. nennen muß). – Es ist bemerkenswert, daß – im Gegensatz zu Chomsky selbst – sogar Fodor und Katz an den, zumindest quasi-behavioristischen, Voraussetzungen der szientistisch-reduktionistischen Wissenschaftstheorie festhielten und in ihrem Lichte sogar die Vertreter der »Ordinary Language Philosophy« davon zu überzeugen versuchten, daß deren »intuitives« Sprachwissen auf empirischen Beobachtungen und Generalisationen ähnlich denen der Physiologie beruhe. Die langjährige Auseinandersetzung zwischen ihnen und St. Cavell, R. Henson, Z. Vendler, J. S. Searle (vgl. die Dokumentation in C. Lyas, 1971) erbrachte m. E. gültige Ergebnisse auf der von uns angedeuteten Linie.

- Apel, Karl-Otto. 1955: Das ›Verstehen‹: eine Problemgeschichte als Begriffsgeschichte. – In: Archiv für Begriffsgeschichte I, S. 142–199.
- Apel, Karl-Otto. 1959: Sprache und Wahrheit in der gegenwärtigen Situation der Philosophie. – In: Philosophische Rundschau 7, S. 161–184.
- Apel, Karl-Otto. 1960: Sprache und Ordnung. – In: Das Problem der Ordnung (= 6. Kongreß für Philosophie, München 1960), Meisenheim a. Glan.
- Apel, Karl-Otto. 1963: Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico. – Bonn.
- Apel, Karl-Otto. 1965: Die Entfaltung der ›sprachanalytischen‹ Philosophie und das Problem der ›Geisteswissenschaften‹. – In: Philosophisches Jahrbuch 72, S. 239–289.
- Apel, Karl-Otto. 1967: Einführung zu Ch. S. Peirce, Schriften I. – Frankfurt a. M., S. 13–154.
- Apel, Karl-Otto. 1968a: Heideggers Radikalisierung der Hermeneutik und die Frage nach dem Sinnkriterium der Sprache. – In: Die hermeneutische Frage in der Theologie, Freiburg, S. 86–155.
- Apel, Karl-Otto. 1968b: Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik: Entwurf einer Wissenschaftstheorie in erkenntnisanthropologischer Sicht. – In: Wiener Jahrbuch für Philosophie 1, S. 15–45. Wiederabgedruckt in: Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt 1971.
- Apel, Karl-Otto. 1970a: Szientismus oder transzendente Hermeneutik? Zur Frage nach dem Subjekt der Zeicheninterpretation in der Semiotik des Pragmatismus. – In: Hermeneutik und Dialektik, Festschrift für H.-G. Gadamer, Bd. 1, Tübingen, S. 105–144.
- Apel, Karl-Otto. 1970b: Einführung zu Ch. S. Peirce, Schriften II. – Frankfurt a. M., S. 11–214.
- Apel, Karl-Otto. 1972a: From Kant to Peirce: The Semiotical Transformation of the Transcendental Logic. – In: Transactions of the 3rd International Kant-Congress (Rochester 1970), The Hague: Reidel., p. 90–104.
- Apel, Karl-Otto. 1972b: Die Kommunikationsgemeinschaft als transzendente Voraussetzung der Sozialwissenschaften. – In: Neue Hefte für Philos. 1, H. 2 13, S. 1–40.
- Austin, J. L. 1961: Performative Utterances. – In: Philosophical Papers, Oxford: Clarendon, S. 220–239.
- Austin, J. L. 1962: How to Do Things with Words. – Cambridge/Mass.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1954a: Logical Syntax and Semantics. – In: Language 30, S. 230–237. Wiederabgedruckt in Bar-Hillel 1964, S. 38–46.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1954b: Indexial Expressions. – In: Mind 63, S. 359–379. Wiederabgedruckt in Bar-Hillel 1970.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1960: A Prerequisite for Rational Philosophical Discussion. – In: Synthese 12, S. 328–332. Wiederabgedruckt in Bar-Hillel 1970, S. 258–262.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1964: Language and Information. – Reading/Mass.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1967: Rezension von J. A. Fodor u. J. J. Katz (Hrsg.)

1964. – In: *Language* 43, S. 526–550. Wiederabgedruckt in Bar-Hillel 1970, S. 150–201.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1969: *Argumentation in Pragmatic Languages*. – in: Bar-Hillel 1970, S. 206–221.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1970: *Aspects of Language*. – Jerusalem.
- Bierwisch, Manfred. 1966: *Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden*. – In: *Kursbuch* 5, S. 77–152.
- Carnap, Rudolf. 1956: *The Methodological Character of Theoretical Concepts*. – In: H. Feigl; M. Scriven (eds.), *Minnesota Studies in the Philosophy of Science I*, Minneapolis, S. 38–76.
- Chomsky, Noam. 1955: *Logical Syntax and Semantics. Their Linguistic Relevance*. – In: *Language* 31, S. 36–45.
- Chomsky, Noam. 1957: *Syntactic Structures*. – The Hague: Mouton.
- Chomsky, Noam. 1959: *Review of D. F. Skinner, Verbal Behavior*. – In: *Language* 35, S. 26–58. Wiederabgedruckt in: J. A. Fodor; J. J. Katz (eds.) 1964.
- Chomsky, Noam. 1961: *On the Notion »rule of grammar«*. – In: R. Jakobson (ed.), *Structure of Language and its Mathematical Aspects*, Providence/Rhode Island.
- Chomsky, Noam. 1964: *Current Issues in Linguistic Theory*. – The Hague.
- Chomsky, Noam. 1965 (1970): *Aspects of the Theory of Syntax*. – Cambridge/Mass. (Deutsche Übersetzung: *Aspekte der Syntax-Theorie*, Frankfurt a. M.).
- Chomsky, Noam. 1966a: *Topics in the Theory of Generative Grammar*. – The Hague: Mouton.
- Chomsky, Noam. 1966b: *Cartesian Linguistics*. – New York und London.
- Chomsky, Noam. 1968 (1970): *Language and Mind*. – New York. (Deutsche Übersetzung: *Sprache und Geist*, Frankfurt a. M.).
- Chomsky, Noam. 1968: *Noam Chomsky and Stuart Hamshire discuss the Study of Language (B.B.C.'s Third Programme vom 8. Juni 1968)*.
- Chomsky, Noam. 1969: *Linguistics and Philosophy*. – In: Sidney Hook (ed.): *Language and Philosophy*, New York, S. 51–93.
- Coseriu, Eugenio. 1968: *Sincronia, diacronia y tipologia*, in: *Actas del XI Congreso Internacional de Linguística y Filología Románicas*, Madrid 1968, pp. 269–283.
- Coseriu, Eugenio. 1970: *Semantik, Innere Sprachform und Tiefenstruktur*. – In: *Folia Linguistica* IV, S. 53–63.
- Fodor, J. A.; Katz, J. J. (eds.). 1964: *The Structure of Language. Readings in the Philosophy of Language*. – Englewood Cliffs.
- Gauger, Hans-Martin. 1969: *Die Semantik in der Sprachtheorie der transformationellen Grammatik*. – In: *Linguistische Berichte* 1, S. 1–18.
- Goodman, Nelson. 1967: *The Epistemological Argument*. – In: *Symposium on Innate Ideas*, in: *Synthese* XVII, 1, S. 12–28. Wiederabgedruckt in: *Boston Studies in the Philosophy of Science*, Vol. III, S. 91–107.
- Habermas, Jürgen. 1967: *Erkenntnis und Interesse*. – Frankfurt a. M.
- Habermas, Jürgen. 1970a: *Kritische Bemerkungen zum elementaristischen Programm einer allgemeinen Semantik*. – Arbeitspapier (vervielfältigt).

- Habermas, Jürgen. 1970b: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. – Arbeitspapier (vervielfältigt).
- Habermas, Jürgen. 1971: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. – In: Habermas u. Luhmann 1971, S. 101–141.
- Habermas, Jürgen; Luhmann, Niklas. 1971: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. – Frankfurt a. M.
- Harman, Gilbert. 1967: In: »Some Recent Issues in Linguistics«. – In: *Journal of Philosophy* LXIV, 2, S. 67–97.
- Heger, Klaus. 1971a: Zur Standortbestimmung der Sprachwissenschaft. – In: *Zeitschrift für Romanische Philologie* 87, S. 1–31.
- Heger, Klaus. 1971b: Monem, Wort und Satz. – Tübingen
- Hymes, Dell. 1967: Models of the Interpretation of Language and Social Setting. – In: *The Journal of Social Issues* 23, S. 8–28.
- Hymes, Dell. 1970: On Communication Competence. – In: Gumperz, J. J.; Hymes, D. (eds.): *Directions in Sociolinguistics*, New York.
- Katz, Jerrold J. 1966 (1970): *The Philosophy of Language*. – New York. (Deutsche Übersetzung: *Philosophie der Sprache*, Frankfurt a. M.).
- Katz, J. J.; Fodor, J. A. 1963: *The Structure of Semantic Theory*. – In: *Language* 39, S. 170–210. Wiederabgedruckt in Fodor u. Katz (eds.) 1964.
- Klüver, Jürgen. 1971: Wissenschaftstheoretische Bemerkungen zur Transformationsgrammatik Chomskys. – Arbeitspapier, Philos. Institut der Universität Saarbrücken.
- Lyas, Colin (Ed.). 1971: *Philosophy and Linguistics*. – London and Basingstoke.
- Lyons, John. 1970: Chomsky. – In: *Modern Masters*, Fontana: Collins.
- McCawley, J. D. 1968: Where Do Noun Phrases Come from? – In: R. Jacobs; P. S. Rosenbaum (eds.): *Readings in English Transformational Grammar*, Waltham/Mass. 1969.
- Nagel, Thomas. 1969: *Linguistics and Epistemology*. – In: S. Hook (ed.): *Language and Philosophy*, New York, S. 171 ff.
- Oksaar, Els. 1971: Sprachliche Interferenzen und kommunikative Kompetenz. – In: *Indo-Celtica*, Gedächtnisschrift für Alf Sommerfeldt, München.
- Ross, J. R. 1967: On the Cyclic Nature of English Pronominalization. – In: *To Honor Roman Jakobson*, The Hague – Paris.
- Ruwet, Nicolas. 1967: *Introduction à la grammaire générative*, Paris 1967.
- Schäfer, Lothar. 1970: Über die Diskrepanz zwischen Methodologie und Metaphysik bei Popper. – In: *Studium Generale* 23, S. 856–877.
- Schlick, Moritz. 1938: *Gesammelte Aufsätze*. – Wien.
- Schnelle, Helmuth. 1970: Theorie und Empirie in der Sprachwissenschaft. – In: *Bibliotheca Phonetica* 9, S. 51–65.
- Searle, J. R. 1969: *Speech Acts*. – Cambridge/Mass. (deutsche Übersetzung: *Sprechakte*, Frankfurt a. M.).
- Stegmüller, Wolfgang. 1969: *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie*. – Stuttgart<sup>4</sup>.
- Toulmin, Stephan. 1961 (1968): *Foresight and Understanding. An Enquiry into the Aims of Science*. – London. (Deutsche Übersetzung: *Voraussicht*

- und Verstehen. Ein Bericht über die Ziele der Wissenschaft, Frankfurt a. M.).
- Tugendhat, Ernst. 1960: Tarskis semantische Definition der Wahrheit und ihre Stellung innerhalb der Geschichte des Wahrheitsproblems im logischen Positivismus. – In: Philosophische Rundschau 8, S. 131–159.
- Ungeheuer, Gerold. 1967: Kommunikative und extrakommunikative Betrachtungsweise in der Phonetik. – 6. Internat. Kongreß f. phonet. Wiss Prag, Sept. 1967 (in: IPK-Forschungsbericht, Bonn, S. 68–94).
- Winch, Peter. 1958 (1966): The Idea of a Social Science and its Relations to Philosophy. – London. (Deutsche Übersetzung: Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie, Frankfurt a. M.).
- Wunderlich, Dieter. 1968a: McCawleys Tiefenstrukturen. – Drittes Linguistisches Kolloquium Stettenfels, 1.–4. Okt. 1968 (vervielfältigt).
- Wunderlich, Dieter. 1968b: Pragmatik, Sprechsituation, Deixis. – Lehrstuhl f. Linguistik d. Universität Stuttgart, Papier Nr. 9 (vervielfältigt). Jetzt in korrigierter Fassung in: Lili, Jg. 1, Heft 1/2 (1971), S. 153–190.
- Wunderlich, Dieter. 1970: Die Rolle der Pragmatik in der Linguistik. – In: Der Deutschunterricht 22, H. 4, S. 5–41.